Bruno Frank (1887-1945)

# Tage des Königs

## Der Großkanzler

Er war eigens von Potsdam zur Stadt gekommen, um die Arnoldsche Angelegenheit zu beenden, und saß nun im schlechtesten Zimmer dieses Schlosses, das er nicht mochte, einem einfenstrigen, schmalen Gelaß, kaum ausgestattet, von einem primitiv, in Eile angebrachten Ofen bis zum Ersticken überheizt. Angezogen war er wie immer, nachlässig und ärmlich wie nicht der letzte Fourageoffizier in einer westpreußischen Garnison: zu abgeschabten Reithosen und klobigen Stiefeln trug er einen blausamtenen Überrock, der ins Grünliche schimmerte, und auf dem Kopf, seltsame Gewohnheit seit den Ahasverus-Jahren des großen Feldzugs, einen alten verbogenen Militärhut; der saß schief, die Generalsfeder war abgerissen, und an der Rißstelle hingen die Fäden herunter. Frisiert war er nicht, kaum recht gewaschen, die Haare waren ihm auf einer Seite des Kopfes schon weiß, auf der anderen noch graulich, in seinem Mund staken ein paar gelbe Stummel, der Körper war gekrümmt von der Gicht und entsagte jedem Anspruch auf Haltung; der König bot einen häßlichen und verwahrlosten Anblick. Die Augen aber, die großen, sonderbar geschnittenen, bei denen man fast immer auch oberhalb der Iris das Weiße sah, sie strahlten und triumphierten über diesem Verfall, wie die Sonne über einem Tümpel.

So war noch kein König herumgegangen in seinen Zimmern, nicht in diesem Anstand und Repräsentation liebenden Jahrhundert und vielleicht in keinem. Das wußte er. Auch wenn man das Herz und das Hirn seines Staates ist, auch wenn man vierzehn Stunden am Tage sich abschuftet, auch dann noch kann man die Muße aufbringen, sich ein wenig zu pflegen und ordentlich zu kleiden, sofern man es will. Er aber wollte es nicht, aus Verachtung. Aus Verachtung für den Typus des Rokoko-Souverains, der sich schmückt und amüsiert, aus Verachtung für seine Minister, Funktionäre und Generale, die in Galakleidern vor ihn hintraten, aus Verachtung für seinen Körper, der nicht dauern wollte, der nach dem Grabe neigte, aus Verachtung für das Grab, dem er nichts Rechtes mehr zu rauben lassen wollte, aus Verachtung aber auch für das Leben, das ihm kurz und jämmerlich und jeder Hoffnung bar erschien und dem man nicht die Ehre erweisen durfte, es auch nur durch ein paar kosmetische Handgriffe anzuerkennen. Aber es gab noch einen besonderen Grund, warum er sich selber so verkommen und verfallen ließ und mit geheimer Freude seiner elenden Silhouette sich bewußt blieb. Er wog seine Taten, er sah seine Staaten, er kannte seinen Ruhm, der die Meere und alle Gipfel überflog. Er wußte sich mit Ehrfurcht und Staunen beredet und beflüstert in den Sprachen weißer und gelber und brauner Menschen, er wußte, daß sein traditionelles Porträt vor aller Augen hing in Stuben und Sälen, und es erfüllte ihn mit einer schlimmen und traurigen Lust, sich, das Urbild dieser Überlieferung, zu entstellen und zu verderben.

Ja, es freute ihn, wenn ihm wieder ein Zahn aus dem Munde fiel, es freute ihn, wenn seine Kleidung recht sauer und dumpfig nach Tabak roch, es war schön, so armselig und heruntergekommen in einer Art Weißzeugkammer in der Brutwärme zu sitzen, während einen das ganze Geschlecht der lebenden Menschen über die Wolken versetzte, während man wußte, daß man dort oben durch die Zeiten unverrückbar stehenbleiben würde als ein Sternbild. Das war, in zynischer Greifbarkeit genossen, ein Höchstes, Schönstes, der wahre radikale Triumph des Geistes.

Er saß im Armstuhl, schlief zusammengekauert. Die eine Hand, die fast unerträglich schmerzte, hatte er in einen großen Muff aus schäbigem Pelzwerk stecken, der neben ihm auf einem Tische lag. Auf einem gleichen zur andern Seite stand eine große, achatene Dose, mit Brillanten überreich verziert, der er vielmals Schnupftabak entnahm, und Aktenstücke waren aufgehäuft. Eines hielt er in der freien, halbgesunden Hand. Es begann mit den Worten »Im Namen des Königs« und war das Urteil. Er kannte die Formel als obligat, wie er alles kannte in seinen Staaten, aber er wollte das vergessen, er wollte in dieser Anrufung seiner Autorität einen besonderen, einmaligen Übergriff sehen; und er brachte es fertig.

»Meinen Namen cruel mißbraucht!« sagte er in die Stube hinein, und die Schläfenadern schwollen an seinem Greisenschädel, »wartet, Kanaillen!«

Es war ein kleiner privater Rechtsfall. Der Graf von Schmettau, ein Magnat im Frankfurter Kreise, beabsichtigt, einem Wassermüller die Mühle zu versteigern, weil der ihm die Pacht nicht bezahlt hat. Der Müller wendet ein, er sei ohne Schuld: der Landrat von Gersdorff, Schmettaus Verwandter, habe oberhalb am Bache einen Fischteich angelegt, der entziehe seiner Mühle das Wasser und mache ihn arm. Das Küstriner Gericht entscheidet gegen den Müller. Der geht zum König. Der König bemüht sein Kammergericht, er bemüht den Großkanzler, den ersten Ziviljuristen seiner Staaten. Alle entscheiden gegen den Müller. Die Mühle soll versteigert werden, es gibt keine Appellation mehr, der Rechtsweg ist zu Ende.

Seit Monaten ist der König besessen von dieser Sache. Wenn in den Winternächten die Gicht ihn einmal schlafen läßt, jagt ihn ein seelisches Fieber in die Höhe, ein Fieber der verwundeten Gerechtigkeit. Ein Großer kann nicht Recht

classtests.com

haben gegen einen Kleinen – es ist eine Maxime jenseits und bar aller Logik und darum desto unerschütterlicher. Oh, warum mußten die Kräfte eines Menschen begrenzt sein! Warum brauchte es zur Verwaltung eines Staates Gerichte und Ämter, warum reichte er selber nicht aus, er ganz allein! Der König, hatte er ausgesprochen, sei der erste Diener seines Landes, aber sein Wunsch, sein marternder Traum war es, nicht der erste zu sein, sondern der einzige. Er mißtraute jedermann aus seiner tiefen Kenntnis von der Schlechtigkeit des Herzens, sich selber nur gestand er den Willen zu, gerecht zu sein, zu helfen, zu heilen. Er hätte mögen alles prüfen und entscheiden in seinen Staaten, die Streitigkeiten der Provinzen untereinander, der Gemeinden untereinander, der Familien untereinander, der Brüder gleichen Blutes unter sich. In den Menschen, die er regierte, sah er ein gewiß geringwertiges, aber vor allem ein armes, ein wundes Geschlecht, er hätte die Kräfte eines mythischen Riesen haben wollen, um nur alles selber zu tun. Sein Ekel vor den Inhabern der fremden Throne, die sich schön kleideten und Weiber aushielten und Feste gaben, war unsäglich; er hätte mögen die Weltkugel in den Armen halten, keineswegs mehr aus Herrschgier, denn er war aller Kriege und Eroberungen satt, sondern aus Dienstgier. Er spie zum Himmel; wohl erklärte er ihn für leer, aber er verhöhnte auch noch den Traum von einem Lenker, der dort thronend seinen Königsplatz so jämmerlich ausfüllte, der so viel Elend und Unrecht auf dem beherrschten Planeten zuließ.

Hier aber, hier – und die schwache Hand knitterte am Urteil –, hier hatte er einen Zipfel des allgemeinen Unrechts und der Niedertracht gefaßt, den hielt er wie ein Glücksgeschenk. In Preußen wenigstens wachte er und war König und Manns genug, die Frechheit der Großen und der Ämter zu erwürgen. Er las nicht die Urteilsgründe, es konnte keine geben. Er haftete an der Formel »im Namen des Königs«, und das Blut eines empörten und altersstarren Vaters drohte seine Schläfen aufzusprengen.

Die Standuhr schlug eilig und hell die fünfte Stunde, im gleichen Augenblick trat der Heiduck ein und meldete die Richter. Der König stieß mit dem rechten, gesünderen Fuß die kleine, grünbezogene Bank um, die vor ihm stand. »Laß sie herein!« Er war so zornig, wie er sein wollte.

Es traten ein der Großkanzler Freiherr von Fürst, Rebeur, Präsident des Kammergerichts, und die zwei Räte. Er, statt zu grüßen, zog sich den grotesken Hut noch ein wenig weiter in die Stirn und musterte die Männer, die in einer Reihe vor ihm stehen blieben. Endlich sagte er und raschelte mit dem Urteil:

»Ihr seid also die, die das gemacht haben?«

Die drei Richter verbeugten sich und murmelten etwas, der Großkanzler, eine distinguierte, im Galakleid schöne Erscheinung, wurde fleckigrot und biß die Zähne zusammen.

»Das ist Lumpenwerk und ganz schändlich.«

Der Kanzler hielt sich nicht länger. »Euer Majestät wollen verzeihen ...«

»Gar nichts verzeih' ich. Er hat's bestätigt, ich weiß Bescheid, mir macht Er nichts vor.«

Der Kanzler sah ihm finster ins Gesicht. Er war aus großem Haus und sehr begütert, weitgereist, jeden Erfolg in der Gesellschaft gewohnt, stolz und nicht ohne Grund stolz auf eine untadelige Amtsführung, voller Geringschätzung für die jämmerliche Quisquilie, mit der er hier befaßt wurde, dazu unerschütterlich im Bewußtsein, den Fall gründlich untersucht und gerecht entschieden zu haben. Unmutig, beinahe mit Ekel, blickte er auf den verwahrlosten, starrsinnigen, alten Menschen da im Sessel, diese proletarische Karikatur eines Weltruhms.

»Er dort«, sagte Friedrich und wandte sich an den Kammergerichtsrat Graun, einen kleinen dicken Mann, der in seiner gestickten Uniform von allen am subalternsten aussah, »geb Er mir Antwort: was hat euch der Schmettau bezahlt für eure Sentenz?«

Dies war seine stete Idee, er hielt jeden Beamten und jeden Richter für bestechlich.

»Bezahlt«, stammelte der dicke Mann, »der Graf von Schmettau hat nichts bezahlt.«

»Euer Majestät mögen doch nicht glauben«, sagte der Präsident Rebeur, ein alter Herr in guter Haltung mit hellen freundlichen Augen, »daß ein preußisches Gericht anders urteile als nach seinem Gewissen.«

Der König murmelte ein Schimpfwort, mit schiefem Blick.

»Der Müller behauptet, jener Karpfenteich entziehe seiner Mühle das Wasser. Nun liegt aber zwischen dem Teich und der Arnoldschen Mühle noch eine andere Mühle, eine Schneidemühle ...«

»Andere Mühle, Schneidemühle«, schrie der König, »will Er sich lustig machen über mich? Bei mir wird nicht divagiert!« Er schrie, weil er einen sachlichen Einwand kommen fühlte, und er wollte keinen hören.

Aber der Präsident war nicht von seinem Gedankengang abzulenken. »Diese Schneidemühle, Euer Majestät, könnte gleichfalls nicht funktionieren, wenn der Müller Arnold recht hätte. Sie funktioniert aber vortrefflich, und also hat der Müller Arnold unrecht, und der Graf von Schmettau hat recht. Auf diesem Grund ruht das Urteil des Küstriner

classtests.com

Gerichts und auch das unsere«, schloß er mit einer Kopfbewegung nach der zerknitterten Rolle, die der König noch immer in Händen hielt.

Friedrich stand auf. An seinem Stock richtete er sich in die Höhe, ächzte kurz und korrigierte das Ächzen durch ein Räuspern. Dann begann er im Zimmer auf und ab zu gehen, hinkend und stampfend. Die drei Richter folgten ihm mit den Augen, nur der Großkanzler verschmähte das und blickte kalt geradeaus.

Friedrichs Phantasie arbeitete lebhafter, wenn sein Körper in Bewegung war; im instinktiven Wunsch, sie solle arbeiten, war er aufgestanden. Er bedurfte jetzt deutlicher Bilder und starker Gefühle, denn logisch schien unangreifbar, was der Präsident vorbrachte. Mit gesammelter Vorstellungskraft führte er sich das Schicksal des verurteilten Müllers vor Augen.

Er sah die königlichen Gerichtsdiener die Bauernstube betreten, mit ihren dreieckigen Hüten und schwarzen Portefeuilles, er sah sie die Siegel mit dem Königswappen anlegen an den kümmerlichen Hausrat, er sah in einer Stubenecke die jammernde Frau und die unwissenden Kinder, denen ihr Erbe genommen wurde. Der Müller stand dabei, verstummt und erledigt, mit dem einen Gedanken in seinem eckigen Kopf, daß also auch der Ruf an den König nichts gefruchtet habe, daß auch der König nichts vermöge gegen die Bedrückung durch einen Großen, daß auch in Preußen der Arme rechtlos und elend sei. Dann ging der Mann fort aus seinem Haus, das ihm nicht mehr gehörte. Er schaute noch einmal auf den Bach, der jetzt so flach und träge daherschlich, damit der Landrat seine Karpfen mästen konnte und sein Cousin billig die Mühle ersteigern.

Er stand mit den Seinen auf der Landstraße, ohne Dach, ohne Brot, ein ungerecht geschlagener und also rebellischer Untertan, unschlüssig, wohin sich wenden, ob links in den Obrabruch, ob rechtshin nach Schwiebus, stumpf gleichgültig auch dagegen, da ja in Preußen doch nirgends Recht zu finden war, nirgends, auch nicht beim König ...

Nun hatte der sich dort, wo er sich haben wollte. Er trat dicht vor die Richter hin und zischte ihnen von unten her zu: »Mich werdet ihr nicht bête machen. Mich schiert kein Geschwätz. Ihr haftet mir dem Arnold mit eurem Vermögen, das andere werdet ihr sehen.«

Der Großkanzler ging einen Schritt zur Seite, von dem wütenden Alten fort.

»Euer Majestät«, begann er in bestimmtem Ton.

»Halt Er Sein Maul!« schrie Friedrich.

Das hatte gefehlt! Der dort in seiner kühlen Eleganz brauchte ihn jetzt nur noch zu reizen. Im Innersten war er froh darüber. Es war ihm willkommen, diesen Aristokraten mit Schimpf und Schande davonjagen zu können. Es gab dafür einen großen und wichtigen Grund, weit abseits von der Arnoldschen Angelegenheit.

»Ich ersuche um meine Entlassung aus dem Staatsdienst.«

»Ersucht Er? Ersucht Er? So geh Er doch schon, so pack Er sich doch!«

Der Großkanzler stand leichenblaß, unfähig noch, sich aufzuraffen.

»Marche, marche!« schrie der König in der Fistel, »Seine Stelle ist schon vergeben.« Und er stieß mit dem verdickten Ende seines Stockes so heftig gegen die Tür, daß sie von unten bis oben ins Zittern geriet.

Der Großkanzler blickte den König fest an, grüßte nicht und ging.

»Mißbraucht crüell meinen Namen und wird noch frech!« schrie Friedrich ihm nach, keifend wie ein böses Weib. Seine Augen glänzten, es bereitete ihm Freude, diese ganz unkönigliche Szene aufzuführen.

»Und ihr da«, sagte er zu den andern, die reglos standen, »was seid ihr noch hier? Packt euch auch, wartet auf euer Verdikt!«

Aber als sie gegangen waren und schon das dritte Zimmer durchschritten, hörten sie ihn hinterherkommen und rufen: »Warten! Warten!«

Sie blieben stehen, resigniert und betäubt. Nach kurzem erschien ein Offizier: er habe Order, sie ins Stadtgefängnis zu führen. Der Offizier war bestürzt und höflich, er wußte, wen er vor sich hatte, die ersten Richter des Königreichs; mit betretenem Gesicht geleitete er die Herren die Treppe hinunter. Durch sein schmales Fenster oben sah der König sie in die Kutsche steigen.

Als der sich ins Zimmer zurückwandte, lag es schon in Dämmerung. Er holte ein Licht hervor, entzündete es, setzte es auf einen der kleinen Tische, nahm mühselig wieder Platz und kramte unter den Papieren. Von dem Justizminister von Zedlitz, dem Chef des Kriminaldepartements, lag ein Schreiben vor; der König hatte ihn kurzerhand beauftragt, die Räte vom Kammergericht zu Festung zu verurteilen. Aber Zedlitz schrieb:

classtests.com

»Ich habe Eurer Königlichen Majestät Gnade jederzeit als das größte Glück meines Lebens vor Augen gehabt und mich eifrigst bemüht, solche zu verdienen. Ich würde mich aber derselben für unwürdig erkennen, wenn ich eine Handlung gegen meine Überzeugung vornehmen könnte.«

Friedrichs Ausdruck war nicht zornig bei dieser Lektüre, er zeigte aber auch nichts von der Achtung, die der aufrechte Mann ihm hätte abnötigen müssen. In seinen Augen stand eine höhnische und traurige Überlegenheit über diesen Männerstolz vor Thronen. Er griff zur Feder und wischte, beschwerlich vorgeneigt, die Schreibmappe auf seinem Knie, das folgende hin:

»Der Herr wird mir nichts weismachen. Ich kenne alle Advokatenschliche und lasse mich nicht verblenden. Ein Justitiarius, der schikanieren tut, muß härter als ein Straßenräuber bestraft werden. Denn man vertraut sich am erstern, und vor letzterm kann man sich hüten.«

Siegelfertig faltete er dies zusammen und warf es hin. Dann aber atmete er tief, er richtete sich auf, ein Lächeln trat auf seine Züge, ein reines, neues, unironisches Lächeln. Er wählte sorgfältig ein anderes Briefblatt, er betrachtete es sogar auf der Rückseite, ob es auch tadellos sei. Dann tauchte er langsam die Feder ein und schrieb mit runden, deutlichen Zügen die Anrede: »Mein lieber Großkanzler von Carmer!« Es war die Bestallung für den neuen Mann.

Doch dabei blieb es für jetzt. Er verweilte bei dieser Erfüllung, er zögerte sie hinaus, er genoß einen der Augenblicke großen, weitschauenden Glückes, die für Plag' und Sorge und Müdesein und Kranksein und Einsamkeit entschädigten.

»Mein lieber Großkanzler von Carmer!«

Diese Augenblicke traten ja nicht gerade dann ein, wenn die Welt sie gekommen wähnte. Vor sechzehn Jahren, damals, als er aus dem Kriege gegen Europa zurückkehrte, blickten die Völker auf ihn und glaubten, seine größte Stunde mit ihm zu teilen, und die Stadt Berlin schickte ihm einen Prunkwagen ans Tor entgegen, mit goldbehängten Rossen bespannt. Aber er brachte es nicht fertig, ihn zu besteigen, und lenkte durch dunkle Nebenstraßen im Reisewagen nach seinem Schloß. Dieser Krieg, dieser Sieg, dieser Frieden lag ja schon sternenweit hinter ihm, da gab es nichts mehr zu triumphieren; er hing nicht am äußeren Merkmal, er lebte und dachte in Jahrhunderten.

Auch sein verschwiegener Triumph eben jetzt, hier in der Kammer, galt einem Werk, das durch Jahrhunderte stehen sollte.

Das Landrecht! Sein Wunsch, seine Sorge seit mehr als einem Menschenalter. Von ihm als junger Monarch begonnen, mit Hilfe Coccejis. Die große Kodifikation, das umfassende Gesetzbuch für eine Justiz, wie sein Hirn und Herz sie wollte, für eine rasche, solide Justiz nach Vernunft, Recht und Billigkeit, zur dauernden Sicherung des Staats und der Untertanen. Aber die Kriege waren gekommen und unermeßliche Arbeit danach, drängende Aufgaben im Nächsten, Handgreiflichen, jeder einzelne Tag randvoll mit ihnen, und friedlicher Erwerb neuer Provinzen und friedliche Durchdringung der mit dem Schwert eroberten. Cocceji tot, sein Entwurf vergessen, verloren sogar sein Manuskript. Nur selten und schamhaft erwähnte der König noch das große Projekt und äußerte bloß mitunter, es komme ihm vor, als wenn die Justiz wieder anfange einzuschlafen.

Allzu tief konnte ihr Schlaf wohl nicht sein, da er immer bereit stand, sie aufzurütteln. Aber er selbst würde ja bald im Schlafe liegen, und dann wachte keiner. Der Gedanke an den Tod verließ ihn in den letzten Jahren kaum einen Augenblick, sein Körper war ja auch freigebig mit Mahnzeichen. Sollte er einen Staat hinterlassen, in dem die alten, schlechten, unklaren Gesetze galten, einen Staat, dessen Rechtspflege ohne sein drohendes Auge bald wieder völlig in Wust und Verschleppung einsinken würde? Er brauchte einen Damm, er brauchte ein Fundament, er hatte kein Recht, sich zum Tode auszustrecken, ehe das nicht gemauert war.

Da hatte sich vor nun fünf Jahren Carmer gezeigt. Es war in Neiße, am Abend nach einer großen Revue; als oberster Verwaltungsmann Schlesiens hatte er Audienz nachgesucht und trat nun ein, sicherer, ungehemmter, als Friedrich es von seinen Beamten gewohnt war, gebürtiger Rheinländer von fast französischer Urbanität. Er bat um die Erlaubnis, sein Projekt zu entwickeln, es werde zwei Stunden dauern, vielleicht länger.

Friedrich nickte. Er war müde vom langen Reiten, von der Sonne und vom Staub, aber er hörte zu, erst mit Anstrengung, dann plötzlich überwach, voll zustimmend, enthusiastisch. Ja, dies war sein Weg, sein Plan.

Das Landrecht! Nicht eine bloße Sammlung bürgerlicher Rechtsvorschriften sollte es sein, ein umfassender Kodex vielmehr, der überall da feste Begriffe schuf, wo sie bisher schwankten und der Willkür Raum ließen. Sätze der Staatslehre gehörten hinein. Normen sozialer Gesetzgebung, Teile des Strafrechts, Prozeßvorschriften. Der König erschrak beinahe, wie genau dieser Carmer um alle Mängel und Lücken des bisherigen Zustandes wußte. Würden Revolutionäre aus solchem Holz geschnitzt, die Throne hätten zu zittern.

Abkürzung der Prozesse mußte sein, ihr Hinschleppen diente dem Begüterten gegen den Armen, dem notwendig die Mittel ausgingen. Mündliches Verfahren also, Befragung durch den Richter statt endloser Schriftsätze. Vereinfachung des Instanzenwegs. Schutz des Bauernstandes gegen den Adel, Schutz aber auch des adeligen Grundbesitzes gegen

classtests.com

das mächtig werdende bürgerliche Kapital. Bekämpfung der Erwerbslosigkeit: Recht auf Arbeit. Schutz der Arbeiter in der aufkeimenden Industrie, Verbot ausbeuterischen Druckes auf die Löhne, Verbot willkürlicher Entlassung. Garantie der Gewissensfreiheit, Abgrenzung der Rechte von Staat und Kirche.

Und dann der gewaltige Zug der einzelnen Gesetze. Der König, ganz gegen seine Gewohnheit, unterbrach ihn selten. Nur beim Kriminalrecht wies er ein paarmal auf Änderungen hin, die ihm am Herzen lagen, verlangte mildere Strafen für den Diebstahl aus Not, für Kindesmörderinnen. Dann fuhr Carmer in seinem Vortrag fort, frei, ohne Notizen, eindringlich, überzeugend.

Es war spät in der Nacht, als Friedrich den Juristen entließ. Er war entschlossen. Dies war sein Gesetzbuch. Dies war sein Mann. Aber es ging kaum an, Carmer nun kurzerhand nach Berlin zu berufen. Die Amtsführung des Kanzlers von Fürst bot keine Blößen, auch hatte er wertvolle Dienste getan, in Wien seinerzeit als Spezialgesandter, dann in Westpreußen. Friedrich suchte die beiden Männer zu vereinigen, es erwies sich als unmöglich. Carmer war ein Denker und Schöpfer, Fürst ein Beamter, von Bluts wegen konservativ, dazu eigensinnig im Gefühl seines Wertes, Kompromissen ganz abgeneigt. Zehnmal war der König in Ungeduld daran, den Personalwechsel einfach zu verfügen, zehnmal scheute er davor zurück, den Untadelhaften vom Sitze zu stoßen. Aber er wartete auf die Stunde. Er mußte vor sich selber ein Recht haben, dem Großkanzler Unrecht zu tun – Unrecht, das in einem hohen Sinne doch wieder Recht war. Carmer inzwischen, auf seinem schlesischen Posten, bereitete in der Stille des Arbeitszimmers sein Werk vor. Ging es an, ihn ins Ungewisse hinein warten zu lassen? Menschen sind sterblich. Sterblich war vor allem auch er, der König, und es blieb der Angsttraum seiner Nächte, einem schlaffen und beschränkten Thronfolger sein Königreich ungesichert zu überlassen. Fürst mußte fort, mit seiner langen, eleganten Figur stand er als Hindernis vor einer Tür, die aufgestoßen werden mußte. Endlich nun, heute nun, war das Hindernis fortgesprengt, die Tür war offen. »Mein lieber Großkanzler von Carmer!«

Augenblick der Erfüllung. Augenblick des Glücks. Mit geschlossenen Lidern lehnte der König im Sessel, die Hand schmerzte gerade nicht, es war äußerst still in der Kammer, die Kerze brannte schief, und ihr gelbes Licht tanzte. Er war am Ziel, er durfte ganz wahr mit sich sein. Ja, er hatte sich eines Untertanen angenommen, er hatte sich mit Leidenschaft hineingefühlt in ein geringes Schicksal, er hatte das Erbarmen aufstehen lassen in seiner Brust und die Empörung gegen den Stärkeren, er hatte diese Rechtssache durch alle Instanzen gejagt, hatte Einwände mit Machtspruch abgetan, Kabinettsjustiz geübt, die er sonst verpönte – aufrichtig in dem allem und doch Geheimes planend, frei entscheidend und doch eines Schicksals, einer Notwendigkeit sich bewußt, von keinem unterstützt noch gebilligt, vollkommen allein mit sich, nur sich selber verantwortlich. Sein Lächeln wurde härter und ging in ein Grinsen über. Ja, es wäre wohl schwierig gewesen, etwa seinen Vetter von Frankreich die Wege zu führen, auf denen er, Friedrich, sein Glück suchte.

Er richtete sich auf, schob den Hut zurecht und schrieb die Bestallung.

Als er bei der Unterschrift war, zuckte durchs Fenster roter Lichtschein über das Blatt; Räderrollen wurde laut, das sich in kurzen Abständen wiederholte, zugleich mit der Helligkeit. Die Uhr schlug acht, und mit dem letzten Schlag trat sein Kammerhusar Strützky ein und brachte das Nachtmahl. Es bestand aus einer stark konzentrierten, glühend heißen Bouillon, neben der Tasse standen zwei Teller, einer mit gestoßenen Muskatblüten, einer mit Ingwer. Löffelweise warf der König Gewürz in den kochenden Trank, umklammerte die Tasse mit beiden Händen und stürzte den Inhalt hinunter. Dies war seine Art von Hygiene.

Inzwischen dauerte das Räderrollen fort, und immer neuer Flammenschein schlug herein.

»Was geht da draußen vor, weißt du's?« fragte Friedrich. Sonst immer lag um solche Stunde der Schloßplatz in Dunkel und Schweigen.

Der Kammerhusar zeigte ein verlegenes Gesicht. Dann gab er Auskunft.

Seit Tagen hielt die Arnoldsche Angelegenheit die Gesellschaft der Hauptstadt in Atem. Was heute am Nachmittag geschehen war, hatte sich mit Eile verbreitet; die Empörung, das Bedauern für die verhafteten Richter waren allgemein. Dem gestürzten Kanzler aber brachte die vornehme Welt eine Ovation: mit fackelgeschmückten Kutschen fuhr man in langer Reihe bei dem beliebten Manne vor und nahm dazu ausdrücklich den Weg am Schlosse vorbei, durchaus nicht den nächsten.

Friedrich stapfte zum Fenster, um sich das Schauspiel anzusehen. Ohne Erregung, mit ein bißchen matter Neugier und einem kleinen spöttischen Mitleid, blickte er hinunter, wie ein verwahrloster Vater auf das Treiben seiner glänzenden Kinder, von dem er nicht viel hält.

»Komm, bring mich ins Bett«, sagte er dann. Strützky leuchtete.

Das Schlafzimmer lag gleich nebenan. Strützky zog dem König mit Vorsicht die alten Kleider ab und band ihm ein wollenes Tuch um den Kopf. Die Schmerzen waren wieder stärker geworden, er sank sitzend auf den Bettrand. »Laß nur«, sagte er matt, als ihm der Diener, abgewendet, ein anderes Hemd reichen wollte, »ich kann in dem da schlafen.«

classtests.com

Er streckte sich aus, mit Ächzen. Strützky deckte ihn zu, wartete stumm, ob noch ein Befehl käme, ließ sich dann auf ein Knie nieder, deutete den Handkuß an, löschte das Licht und ging aus dem Zimmer. Der König lag auf dem Rücken, ein Knie schief gebogen in ausgeprobter, schonender Haltung, die linke, leidende Hand kompliziert unter der Decke zurechtgelegt. In der Wärme ließen die Schmerzen nach. Plötzlich war er sehr müde. Sein kleines Gesicht, grotesk eingerahmt von dem wollenen Tuch, war nach oben gewendet. Er schlief ein.

Noch immer, in längerem Abstand, rasselten Wagen über den Schloßplatz: hastige Nachzügler, die nicht zurückstehen wollten im Bürgermut. Immer wieder zuckte Fackelschein herein durch die dünnen Vorhänge und fuhr blutig über das schlafende Gesicht. Endlich aber kam niemand mehr.

## Die Narbe

### 1

Da er um drei Uhr aufgestanden war und mittags, gegen seine Gewohnheit, nur kurz bei Tische gesessen hatte, war jetzt um die zweite Stunde seine Tagesarbeit schon fast getan. Nur der Empfang des österreichischen Gesandten stand noch aus, der Herr sollte um fünf Uhr kommen. Es handelte sich da um eine Angelegenheit der Form, denn der Krieg um die bayerische Erbfolge war nicht mehr zu vermeiden.

Er begann ihn mit Unlust. Sein Greisenalter, so hatte er gedacht, sollte frei von blutigen Abenteuern bleiben. Ihm fehlte die Waffenfreude früherer Jahre, ihm fehlte der ungebrochene Machtwille, er war viel zu erfahren und viel zu skeptisch, um bei der Einseitigkeit des Denkens verharren zu können, die allein Lust an kriegerischen Taten hervorbringt. Es handelte sich einfach um eine ärgerliche Notwendigkeit.

Besorgnis hatte er keine. Er kannte sein Heer und kannte, durch Spione, die er höchst skrupellos arbeiten ließ, auch den militärischen Zustand der Österreicher. Er würde schon erreichen, was er wollte. So wie die Richtung seines Lebens nun einmal verlaufen war, durfte er eine Präponderanz Österreichs nicht dulden. Doch er war im voraus jeden Erfolges satt; was konnte ihm noch Großes zuwachsen am Ende seiner Tage. Er war müde. Prüfte er sich genauer, so überwog in ihm ein Gefühl des Bedauerns, daß nun wieder ein Sommer dort draußen in Mähren oder Böhmen, in Schmutz und Lärm, verbracht werden sollte statt hier auf seinem »Weinberg«, in seiner friedlichen Wohnung. Wie viele Sommer blieben ihm denn für Sanssouci, erschöpft und leidend wie er war mit seinen sechsundsechzig Jahren? Um doch noch etwas zu haben vom Frühling, war er zeitiger als sonst vom Potsdamer Stadtschloß heraufgezogen, und die Sonne schien es freundlich mit ihm zu meinen, denn diese ersten Apriltage waren schön.

Er hatte sich einen bequemen, tiefen Sessel mit schräger Lehne hinaus auf die Terrasse tragen lassen und saß nun vor dem mittleren Eingang seiner Villa, angetan mit dem blauen Rock seines ersten Garderegiments zu Fuß, fast ohne Abzeichen, auf dem Kopfe den Hut, den er neuerdings überhaupt nicht mehr ablegte, außer bei Tisch. Die Beine hatte er auf ein niedriges Taburett gelegt, um sie vor der Bodenkälte zu schützen, und auf seinen Knien lag der Zobelmantel mit den silbernen Tressen, den er einmal von der russischen Elisabeth als Geschenk bekommen hatte, das einzige kostbare Stück seiner Garderobe, heute auch schon abgetragen und schadhaft. Ganz nahe bei ihm, der Liebling im Sessel selbst, zwei andere auf der besonnten Erde, lagen die Windspiele und blinzelten mit komischem Mißtrauen in die klare, aber noch kühle Luft. Die Lieblingshündin schnupperte an seiner linken Schoßtasche, denn dort pflegte er kleine Täfelchen Schokolade aufzubewahren, mit denen sie oftmals gefüttert wurde.

Jetzt dachte er nicht daran. Er las. Er las in einem schön gedruckten Buche, das in hellrotes Maroquin gebunden war. Es war eine französische Übersetzung des Lukrez, aber nur der erste Teil, denn die Hand des Königs war von der Gicht zuzeiten so schwach, daß sie dicke Bücher nicht halten konnte und die Bände zerlegt werden mußten.

Er las, zum wievieltenmal in seinem Leben, den dritten Gesang des Lukrez, der ihm von aller Dichtung aller Völker wohl am liebsten war, jenen Gesang, der von der Vernichtung im Tode handelt, vom Aufhören des Bewußtseins und damit aller Übel, von der stillen Seligkeit des Nichts. Hier floß seit jeher schon die Quelle seines Trostes; der kranke römische Privatmann, der vor achtzehn Jahrhunderten in seiner kleinen Wohnung am Aventin diesen majestätischen Lobgesang auf das Verlöschen niedergeschrieben hatte, stand für den König an der Stelle aller Priester und Heilslehrer, die von der Würde der Seele und ihrem Fortleben zu rühmen wissen. Nein, nicht ewig hatte man zu dauern und zu kämpfen!

Der König las, das Buch ganz nahe unters Auge gehoben, denn er war äußerst kurzsichtig, und seine Lippen bildeten stimmlos den matten Gang der französischen Verse mit. Wie anders mußte das lauten im kraftvollen Stampfen der lateinischen Daktylen! Wohl hatte er einmal versucht, den wahren Text zu lesen, hatte aber mißmutig alsbald

classtests.com

verzichtet. Nein, sein Latein genügte nicht, es war jämmerlich und ob er gleich von Jahr zu Jahr sich vornahm, es zu vervollkommnen – er wußte heimlich voraus, daß ihm keine Zeit dafür bleiben würde. War nicht diese Stunde jetzt wieder für lange hinaus die letzte, die er seinen geliebten Büchern und die er seiner grünen Einsamkeit widmen konnte! Ach, noch grünte sie kaum.

Er unterbrach die Lektüre und klappte sein Lorgnon auf, um ins Weite sehen zu können. Er blickte die lange Zeile entlang, die erst von den Treppen und dann, über der Fontäne fort, die zu seinem Kummer niemals sprang, von der breiten Lindenallee gebildet wurde; ein erster frischer Schimmer von Leben lag über allem. Die Allee endete drüben an dem hübschen Hause, wo der Freund wohnte, der Alte, viel älter noch als er. So wohnten sie einander gegenüber, Blick in Blick, und wären sie so alt nicht gewesen, so hätten sie sich wirklich in die Augen sehen können. Aber sie hatten solche Augen nicht mehr.

Er ließ das Lorgnon sinken und träumte vor sich hin. Es herrschte eine tiefe, entzückende Stille.

Mit einemmal sprangen die Windspiele auf und fingen an zu bellen. Sie waren hier oben an lautlosen Frieden gewöhnt und meldeten es zornig, wenn irgendwo in dem weiten Garten eine fremde Gegenwart sich kundtat.

Der König äugte umher und erkannte, daß drüben beim Hause des Freundes eine Bewegung begann. Er blinzelte und strengte den Blick an durchs Glas: eine Sänfte näherte sich, getragen von sehr farbig gekleideten Dienern. George Keith, Earl Marishal of Scotland, kam.

## 2

Das war unerwartet, denn seit Monaten hatte der Betagte sein Haus nicht mehr verlassen, und immer hatte der König ihn aufgesucht. Uralt war er, fast mythisch alt, über neunzig gewiß, aber niemand wußte genau die Zahl seiner Jahre. Sicher war nur, und der König pflegte es gern zu erwähnen, daß Keith zu der Zeit, da Friedrich geboren wurde, schon unter Marlborough in Flandern gekämpft hatte, aber nicht als ein Lehrling im Waffenhandwerk, sondern bereits als Brigadegeneral.

Sein Leben, ein Leben der höchsten, der musterhaftesten Treue, hatte das Jahrhundert ausgefüllt. Er hatte, Alt-Schotte der er war, Erbmarschall seines Landes, für den Prätendenten Jakob gegen das Haus Hannover gefochten, fester und mutiger der Stuart-Sache ergeben als die Stuarts selbst. England hatte ihn geächtet, seiner Güter beraubt, ihn zum Tode verurteilt. Fast sein ganzes Dasein hatte er im Exil verbracht, in Venedig, in Rom, in Südfrankreich, lange in Spanien, immer großartigen Zwecken hingegeben, ein wenig getröstet über den Verlust der Heimat durch die Wohltat wärmerer Sonnen.

Wie bitter vermißte er die hierzulande, mußte Friedrich denken, während er den bunten kleinen Zug im bleichen Aprillicht die fast kahle Allee herauf langsam sich nähern sah. Es war königlicher Eigennutz gewesen, ihn hier zu haben. Der Lordmarschall hatte ihm gedient, er war, in kritischer Epoche, sein Gesandter in Paris, er war auch sein Gouverneur in Neufchâtel gewesen, aber am wertvollsten, am unentbehrlichsten war er ihm doch nun in den vierzig Jahren geworden, seit er, ganz nur sein Freund, hier nahe bei ihm lebte. Er war vornehm, er war redlich, und er hatte Geist; diese Verbindung war dem König auf seiner langen Bahn sonst nicht vorgekommen, und er tat alles, um den ehrwürdigen Menschen an sich zu binden.

Dort das niedrige bequeme Haus, von dem er sich jetzt herübertragen ließ, war ihm von Friedrich selber gebaut worden. Er hatte, er allein, die Freiheit, die Terrassen nach Sanssouci heraufzukommen, wann immer er mochte. Er hatte nicht nötig, sich erst zu den Mahlzeiten anzusagen; war ein großer Kreis geladen – er war der vornehmste, der geehrteste Gast, waren bloß drei oder vier Intime zugegen – niemand konnte intimer sein und gelegener kommen. Eines von den Gastzimmern linker Hand, westlich vom Kuppelsaal, stand stets bereit für den Alten, damit er ruhen könne nach dem Mahl, das immer eines von seinen Lieblingsgerichten enthielt, und bei dem ihm der König selbst vorlegte.

Tun's schon die Beine gar nicht mehr, alter Lord, dachte Friedrich, mußt du dich den kleinen Weg tragen lassen von deinen Heiden? Er hielt unverwandt das Lorgnon vors Auge und glaubte nun auch schon, im Gehäuse die starken Züge des Freundes zu unterscheiden. Das war wohl Täuschung der Zärtlichkeit. Was er aber mit Sicherheit erkannte, das war seine Kleidung: der schwarzsamtene Hausrock, nach Art der Husarenjacke verschnürt und an Hals und Ärmeln mit braunem Pelzwerk besetzt, und auf dem Kopf die weiche, hängende Mütze, die in ihrer Form sehr einer phrygischen glich. Er sah auch deutlich, wer den Alten trug. Es waren der Mohr und der Tibetaner. In ihren bunten Gewändern schritten sie vorsichtig einher.

Denn eigentümlich zusammengesetzt war der Haushalt, dem dort drüben der schottische Edelmann vorstand. »Meine kleine Tartarenhorde« pflegte er seine Dienerschaft zu nennen, und in der Tat war von denen, die um ihn lebten, keiner in einer christlichen Kirche getauft. Es waren Leute aus aller Herren Länder; zum Teil von ihm selbst von

classtests.com

seinen Fahrten heimgebracht, zum Teil Kriegsgefangene, die sein Bruder Jakob, der Heerführer, ihm einst geschenkt hatte. Sie lebten aber als Freie in seinem Haus, und wollte einer in die Heimat zurück: Lord Marishal wehrte ihm nicht und sorgte für ihn. Es kam selten vor, denn alle seine Ungläubigen schauten wie zu einem Vater zu ihm auf. Er hielt sie auch wahrlich wie seine Kinder, er sprach zu ihnen wie zu Ebenbürtigen, und dies hatte – erstaunlichste Ausnahme – nichts anderes zur Folge, als daß sie ihn tiefer verehrten.

Ein paar Augenblicke lang war jetzt der kleine Zug nicht sichtbar, die Treppe war zu steil, und man stieg die seitliche Rampe empor. Friedrich lächelte, er warf einen abschiednehmenden Blick auf den Band Lukrez; dann erhob er sich, ein wenig mühsam, um dem Freund entgegenzugehen, denn der vordere der exotischen Träger, der Mohr, erschien überm Rand der Terrasse.

Keith winkte aus seiner Chaise. Die drei Windspiele rannten mit zornigem Lärm auf ihn zu, aber da sie den Alten erkannten, wurde ihr Bellen vergnügt, und sie liefen eifrig zwischen ihm und ihrem Herrn hin und her, um anzuzeigen, daß da nun wirklich einmal ein guter Mann komme.

## 3

Der alte Lord stieg aus. Nun, da er stand in seinen Samtstiefeln, sah man erst, wie hinfällig er war. Der König, matt und gebrechlich auch er, bot ihm den Arm und führte ihn langsam über den Kies der Terrasse zum Eingang.

»Ich habe noch einmal kommen wollen, mein König«, sagte er, »und dies alles vor mir haben.« Er machte halt und wandte seine Augen zur Treppe hin. »Ich sehe zwar nicht mehr viel davon, aber ich weiß doch, daß ich es einst von hier aus gesehen habe: Ihren schönen Abhang und die Statuen und drüben mein Haus und die weite Ebene und den Fluß.«

Er sprach ein stockendes behindertes Französisch, er sprach schon seine Muttersprache langsam. Aber das war nicht der Ausdruck eines schwerfällig arbeitenden Geistes, sondern die Folge großer Gewissenhaftigkeit. Sein Zögern und Tasten hatte sogar einen eigenen Reiz, und gerade im Französischen, das sonst so unbedenklich daherprasselt, führte dies behutsame Suchen oft zu überraschenden und entzückend naiven Wendungen.

»Noch einmal kommen?« sagte König Friedrich, während sie miteinander den Kuppelsaal betraten. »Sie wissen doch, mein guter Lord, daß mein Weinberg auch Ihnen gehört. Sie sollen immer kommen, auch wenn ich jetzt abwesend sein werde.«

Hierauf antwortete Keith nichts. Er blickte sich um in dem hohen, ovalen Gemach, durch dessen Oberlicht die gelbe Aprilsonne einfiel. Hier hatte er oft in jüngeren Jahren mit dem König getafelt, im lebhaften Kreis, sich gegenüber seinen Bruder Jakob, den Feldmarschall, und die Tür und die Fenster waren weit offen gewesen gegen den Sommer hinaus, man saß wie im Freien, und damit die Illusion noch freudiger sei, war der Fußboden mit buntfarbigen Weinranken ausgelegt.

Er schaute auf diese Marmorranken nieder, die jetzt schon ein wenig abgetreten waren, sein schwaches Auge suchte auch das Erzbild Karls des Zwölften, das seinem Tischplatze immer gegenübergestanden hatte, die kühne Stirn und den haltlosen Mund; dann ließ er sich weiterführen.

Im Zimmer rechter Hand, dem ersten von den vier Privaträumen des Königs, blieb er an einem großen, schönen Tisch stehen, der mit Achat inkrustiert war. Er fuhr mit seiner trockenen Hand über die Platte hin und auch über eine der Vasen aus anderem, hellgestreiftem Edelgestein, die ihm stets besonders gefallen hatten.

»Das alles möchte ich noch einmal sehen«, wiederholte er, »werden Sie nicht ungeduldig, mein König!« Er nannte ihn niemals anders, seitdem die ihm angestammten Stuarts im Exil die eigene Würde verraten hatten. Mein guter Lord, sagte der König meistens zu ihm. Beide wußten recht wohl, was sie bezeichnen wollten.

Im Konzertzimmer sodann, vor dem grünen Marmorkamin, blieb er wieder stehen, aber hier besah und befühlte er nichts. Mit mildem Ausdruck der eingesunkenen Augen schaute er vor sich nieder; Friedrich blickte ihn von der Seite an. Die Nase war stark und trat aus dem faltig mageren Gesicht abenteuerlich hervor, und das Kinn war das eines festen und mutigen Mannes. Doch Mut und Stärke und Mannestum waren dahin, hier blieb dem Tod wenig mehr zu verlöschen.

Keith schien in die unbewegte Luft des Konzertraumes hineinzulauschen. »Mein König«, sagte er in seiner bedachtsamen Weise, »ich höre manche Musik. Ich höre sie besser, als wenn sie gespielt würde. Ich habe keine Beine mehr, ich habe keine Augen mehr, ich habe auch keine Ohren mehr.«

»Sie verlieren nichts«, sagte Friedrich, »denn ich könnte Ihnen keine Musik mehr vormachen. Ich kann die Flöte gar nicht mehr halten vor Chiragra. Wir sind zwei hübsche Burschen, wir beide.«

classtests.com

»Sie können sich nicht mit mir vergleichen, mein König. Ein Mann Ihres Alters könnte mein Sohn sein.«

Friedrich lächelte. »Sie dürfen ruhig sagen: ich könnte Ihr Sohn sein. Oder wollen Sie noch zum Höfling werden, guter Lord? Es ist freilich wahr: die meisten Könige sind Narren, sie vergessen, daß auch ihre erste Wohnung nirgends anders gewesen ist als zwischen der Blase und dem Rektum.«

Sie kamen ins Schlafzimmer, ein großes gegliedertes Gemach. Im Alkoven, den ein vergoldetes Bronzegitter abschloß, befand sich das einfache Bett. Auf dem Kamin stand eine kleine Antike, ein Bruststück Marc Aurels, weißer Marmor das ehrwürdige Haupt, das Gewand polychromer Achat.

»Mein König«, sagte Keith, »das möchte ich einmal in den Händen halten.« Friedrich, nicht ohne Mühe, nahm es herab und setzte es auf ein Tischchen, und der alte Marschall berührte es sanft. »Vertueux Marc-Aurèle, exemple des humains, mon héros, mon modèle«, sagte er dazu in seiner schottischen Aussprache. Es waren Verse Friedrichs, ein poetisches Wunschbild seiner selbst, und er wußte, von wem Keith Abschied nahm, während seine Hände die Büste umfaßt hielten.

Er war sehr gerührt. Er nahm den Lord wieder beim Arm und wollte etwas sagen. Aber der Ausdruck einer Empfindung war etwas so Seltenes, so Ungewohntes für ihn, daß er mehrmals vergeblich ansetzte. Endlich sagte er und mußte sogar laut sprechen, denn Keith war ja beinahe taub:

»Mein guter Lord, ich habe Treulosigkeit und Undank und Schlechtigkeit der Menschen so viel an mir erfahren, daß ich zu entschuldigen wäre, wenn ich nicht mehr an das menschliche Herz glaubte. Aber Sie haben mich wieder zu diesem Glauben gezwungen.«

Er räusperte sich, und sie gingen durch den kleinen Korridor miteinander in die Bibliothek.

## 4

Dies war das letzte Zimmer der Wohnung, ein kleines, rundes, mit Zedernholz getäfeltes, immer totenstilles Gemach. In flachen Glasschränken standen hier die Bücher des Königs, schön gleichmäßig rot gebunden und goldverziert, eine erlesene Sammlung französischer Literatur und die wichtigen Werke der Alten, auch die der Italiener, Engländer und Spanier, doch alles übersetzt. Es war kein deutsches Buch dazwischen. Mit Aktenmassen beladene Tische standen umher. Von hoch angebrachten Konsolen schauten vier antike Köpfe hernieder: Homer, Sokrates, Apoll und ein Philosoph, dessen Namen niemand wußte. Die beiden Fenster reichten bis zur Decke und fast bis zum Boden; eines von ihnen ging nach der Front, über den Hang und die Gärten zur Havel hinaus, durch das andere aber, das östliche Fenster, boten sich dem Blick in großer Nähe der schöne Bronzeknabe mit den aufgehobenen Händen, den die Leute Antinous nannten, und das Bildwerk der ruhenden Flora mit dem liebkosenden Amor.

Auf dem Sitze, von dem aus der König dies zu sehen gewohnt war, einem kleinen in die Wand eingepaßten Sofa, brachte er jetzt den alten Marschall unter. Dabei schaute er zufällig durch das Frontfenster und sah, daß draußen, dort wo der Lord sie verlassen hatte, noch immer die Sänfte stand und neben ihr, unbeweglich, der Tibetaner und der Mohr. Der Mohr hatte ein scharlachrotes Röckchen an und um den Kopf eine Art primitiven Turban gewunden. Der Tibetaner war gelb gekleidet, und sein Haupt bedeckte ein spitzer Hut, der aber nicht aussah, als wäre er aus dem inneren Asien gekommen, sondern als hätten ihn ungeschickte Europäerhände nach undeutlicher Angabe nachgebildet. So standen die beiden rechts und links von dem Tragstuhl und schauten auf den Kies der Terrasse nieder.

Der König lachte. »Sehen Sie Ihre Diener an«, sagte er, »wie sie dastehen! Warum sprechen sie nicht miteinander?«

»Sie können es nicht, mein König, sie verstehen voneinander kein Wort. Oh, in meinem Hause ist es wunderbar. Da verstehen sich die Diener nicht. Sie verstehen nur mich. Und jeder hat eine andere Religion.«

»Ja«, sagte Friedrich, den schon das Wort Religion irritierte, »jedes Volk hat sich seine besondere Dummheit ausgedacht.«

»Oh, mich kümmert es nicht. Wenn sie nur in dieser Welt vergnügt und anständig sind – mit der anderen mögen sie es halten, wie sie wollen. Vor einigen Wochen bin ich einmal am Abend zur Zeit des Sonnenuntergangs in den Raum gegangen, wo sie sich miteinander aufhalten, da bot sich mir freilich ein sonderbarer Anblick.«

»Sie hielten wohl Gottesdienst, guter Lord?«

»Ja. Aber jeder einen anderen. Da stand Hanghi, der Tibetaner, und drehte eine Art Kinderrassel in der Hand herum, eine kleine Mühle, wie er sagte, und jedesmal, wenn sie sich drehte, war es so gut wie ein Gebet. Und in einer Ecke lag auf seinen Knien Ibrahim, der Tatar, und verbeugte sich sehr oft gegen Osten und lobte Allah und den Propheten. Und Stefan, der Kalmück, stand ganz still aufrecht, die Hände auf die Augen gelegt, und betete, ohne einen Laut von

classtests.com

sich zu geben.«

»Und was tat der Neger?« fragte der König, den diese Schilderung innig amüsierte.

»Der Neger stand in der Mitte und glotzte«, sagte Keith. »Ich weiß nicht, was er sich dachte. Aber er glotzt eigentlich immer.«

»Ja«, sagte Friedrich, »das tut er jetzt auch. Ich werde ihnen sagen, daß sie sich etwas zu essen geben lassen.«

Er öffnete das Fenster und gab seine Weisung. Die beiden draußen verbeugten sich, aber gingen nicht vom Platze.

Keith lachte, daß sich die tiefen Falten seines Greisengesichts bewegten. Dann rief er ein paar wildklingende Worte hinaus, und seine Diener liefen fort, hinters Haus, dorthin, wo die Küche war. Die mit hellblauem Stoff überzogene Sänfte stand nun verlassen da auf der Terrasse, von der sich die Sonne schon zurückgezogen hatte. Keith fröstelte.

»Verzeihen Sie, alter Lord«, sagte Friedrich und zog an der Klingel, »wir lassen einheizen.« Es erschien Neumann, der Husar, und schichtete Holz auf im Kamin.

»Danke, mein König«, sagte Keith, »aber wenn ich es sagen darf, dieses Feuer sind Sie mir schuldig. Oh, in Spanien hatte ich gute Freunde«, fuhr er fort, »aber mein bester war doch die Sonne!«

»Wenn Sie davon erzählen, dann ist mir immer, als hörte ich Märchen. Man glaubt ja doch nur, was man gesehen hat, und denken Sie, daß ich nichts gesehen habe, ich alter Kerl, ich habe gar nie verreisen dürfen.«

Diesen melancholischen Gedanken kannte der Lord an seinem Freunde. Ein wenig rascher als sonst sprach er weiter:

»Freuen Sie sich nur, mein König, daß ich jetzt bald sterben muß und nicht mehr nach Spanien komme! Dort bei der Inquisition würde ich Sie bestimmt wegen Hexerei anzeigen. Denn verhext müssen Sie mich ja haben, sonst wäre ich nicht hier geblieben unter diesem bleiernen Himmel, während ich in dem schönen Klima von Valencia leben und sterben könnte.«

»Sie sprechen in jedem Satz vom Sterben, Keith. Aber ich denke, sie lebend und heiter zu finden, wenn ich von meiner Reise zurückkomme.«

»Da müßte sie wahrlich sehr kurz sein, mein König, und das läßt sich bei solchen ›Reisen‹ ja nicht berechnen. Nein, nein, mein Uhrwerk ist im Ablaufen.«

Friedrich widersprach nicht weiter. Das stand ihnen beiden nicht an. Er nickte. »Der Vergleich mit dem Uhrwerk ist ganz richtig«, sagte er. »Erst kürzlich habe ich es gedacht, als drüben auf der langweiligen Garnisonkirche die Turmuhr ausgewechselt werden mußte. Die ist nun aus Eisen und Stahl und hält doch nicht über zwanzig Jahre, und so ein Mensch, der bloß aus Kot und Speichel zusammengesetzt ist, der will viermal so lange dauern? Das hat gar keinen Sinn.«

## 5

Man kratzte an der Tür, und es erschien der Kammerhusar mit einem großen Weidenkorb voller Früchte. Es war Befehl, dem König täglich den Ertrag seiner Treibhäuser aufs Zimmer zu bringen; er hatte besonderes Wohlgefallen an schönem, südlichem Obst.

Dem alten Marschall wurde angeboten, und er nahm eine Banane.

»Schelten Sie nicht, Mylord, wenn sie holzig ist! In meinen Treibhäusern herrscht die Temperatur der Hölle, aber es scheint, daß alle diese Keime unlustig werden, wenn sie nur die Erdkrume dieses Landes spüren. Meine armen Orangen und Oliven und Zitronen, alle sterben vor Hunger in dieser Sandwüste.«

»Eine südliche Pflanze«, sagte Keith ganz leise, »ist immerhin gut hier gediehen. Der Lorbeer.«

»O Keith, Keith«, rief Friedrich und lachte, »man könnte meinen, Sie wollen einen Orden haben. Was habe ich nicht alles versucht«, fuhr er lebhaft fort, »mit den Georgica in der Hand habe ich säen und umgraben und pflanzen lassen, aber mein Gärtner hat gesagt: ›Das ist alles dummes Zeug, so kann man nicht arbeiten.‹ Ach, kein Vergil kommt auf gegen dieses Klima und gegen diesen Boden!«

»Von den Georgica«, sagte Keith bedächtig, »weiß ich auch gar nichts mehr. Die habe ich ganz vergessen. Mein Gedächtnis wird jetzt schwächer mit jedem Tag.«

»Dagegen gibt es ein Mittel. Ich rühre jetzt immer einen Löffel weißen Senf in meinen Kaffee, der stärkt das Gedächtnis.«

»Das würde mir nicht schmecken, mein König. Und ich will auch mein Gedächtnis gar nicht mehr stärken. Ich lasse

classtests.com

mir jetzt viel aus meinen Lieblingsbüchern vorlesen, aus Tacitus oder Swift oder Montaigne oder aus dem Don Quixote, und alle sind sie wieder ganz neu für mich, ich höre sie zum ersten Male. Das ist ein großes Geschenk, das mir das Greisenalter macht. Es ist auch so ziemlich das einzige.«

»Beklagen Sie sich nicht, Lord Keith. Sie haben ein gutes Leben gehabt. Oder wie wollten Sie es einteilen, wenn Sie ein sogenannter Gott wären und hätten die Macht?«

»Wie? Ja, lassen Sie mich nachdenken, mein König. Da möchte ich bis zu dreißig Jahren eine hübsche Frau sein, dann bis zu sechzig ein siegreicher Feldherr, und dann, dann ...«

»Nun, dann doch wohl der Earl Marishal Keith?«

»Nein, dann ein Kardinal in Rom.«

»Guter Lord«, sagte Friedrich, »heute überraschen Sie mich. Erst zeigen Sie sich als Höfling und nun auch noch als frommen, gottesfürchtigen Mann.«

Sie wurden abermals unterbrochen. Diesmal war es einer von den Geheimschreibern; wie alltäglich um diese Nachmittagsstunde wurden die Erlasse und Briefe zur Unterzeichnung gebracht, die der König frühmorgens konzipiert hatte.

Mit dem Beamten zugleich drängten die Windspiele ins Zimmer. »Wer hat euch gerufen, ihr Racker«, sagte Friedrich zu ihnen. Sie erkannten den freundlichen Ton und stellten sich schmeichelnd an ihm in die Höhe. Den Geheimschreiber begrüßte der König durchaus nicht. Dagegen richtete sich der alte Marschall am Stock empor und verneigte sich höflich.

»Leg Er das alles dort auf den Tisch«, sagte Friedrich deutsch zu dem Beamten, »und gebe Er mir die Ansprache an die Generale. Er befördert sie dann zum Druck an die gewohnte Stelle!«

»Ja, Euer Majestät.«

»Aber schlechterdings nicht, ehe ich sie gehalten habe. Verstanden?«

»Gewiß, Euer Majestät.«

»Am Dienstag oder Mittwoch werde ich sie halten, also vor Donnerstag darf sie nicht gedruckt werden! Er ist mir verantwortlich!«

»Ja, Euer Majestät.«

»Man muß alles neunmal sagen, Mylord«, wandte er sich an Keith. »Es sind ja solche Heuochsen!«

Der Geheimschreiber wurde sehr rot. Aber der Marschall lächelte ihm aus seinen milden Augen, mit seinem welken alten Mund begütigend zu, so daß der Gescholtene wohl erkannte, er sei nicht bloßgestellt vor diesem freundlichen Greis.

Der König hielt das Blatt in seinen Händen. Er hatte den Text französisch diktiert, und dies war die Übersetzung.

»Kriegerische Ansprachen muß man noch halten, wenn man so alt ist«, sagte er zu Keith. »Ein schönes Handwerk! Sie werden lachen, Mylord, wenn Sie mich so pathetisch finden wie die Helden Corneilles. Ich werde also Hauptprobe halten. Kommt her, ihr Kleinen«, sagte er zu den Windspielen, die erwartungsvoll und mit den Schwänzen wedelnd um ihn herumstanden, »ihr seid jetzt meine Generale. So, setzt euch in die Reihe! Du, Phryne, bist der General Stutterheim, du Pompon, bist der General Moellendorf, und du, Hasenfuß, bist der General Butra.«

Keith lachte herzlich, das Gesicht des Geheimschreibers blieb ernst und kummervoll. Und der König las; er las mit seiner hellen, tönenden Stimme, die das Deutsche immer mit fremdem Akzent sprach, und er redete ziemlich laut, damit der alte Marschall auch wirklich alles verstünde, denn im Grunde gefiel ihm seine Ansprache sehr. Sie lautete:

»Meine Herren, die meisten von uns haben von ihren frühesten Tagen an zusammen gedient und sind im Dienste des Vaterlandes grau geworden, wir kennen einander also vollkommen wohl. Wir haben die Unruhen und Beschwerlichkeiten des Krieges schon redlich miteinander geteilt, und ich bin überzeugt, daß Sie ebenso ungern Blut vergießen wie ich. Aber mein Reich ist jetzt in Gefahr.«

»Das muß man immer sagen, Mylord«, warf er ein, jedoch nur, um sofort hinzuzufügen: »Im Grunde ist es aber die Wahrheit.«

»Mir liegt als König die Pflicht ob, meine Untertanen zu beschützen, auch die kräftigsten und schleunigsten Mittel anzuwenden, um das ihnen drohende Ungewitter womöglich zu zerstreuen. Um dies zu vollbringen, meine Herren«, er sah ernsthaft seine Hunde an, »dazu rechne ich auf Ihren Diensteifer und auf Ihre Neigung zu meiner Person, die Sie noch allemal gezeigt haben und die auch bisher nie ohne Wirkung war. Übrigens können Sie versichert sein, daß ich

classtests.com

die Dienste, die Sie Ihrem Vaterland und König leisten werden, stets mit warmem Herzen und wahrer Dankbarkeit erkennen werde.«

Während dieser letzten Worte hatte er in die Schoßtasche gegriffen und einige von den kleinen Schokoladentafeln hervorgeholt; die Windspiele saßen noch immer in Habachtstellung vor ihm, aber als sie nun zum Lohn »für ihre Dienste« mit den süßen Leckerbissen gefüttert wurden, gaben sie diese Haltung auf und knabberten in legeren Posen.

Der König änderte seinen Ton nun völlig: »Ich will auch noch darum bitten«, sprach er ernst, »daß Sie die Menschlichkeit nicht aus den Augen setzen, wenn auch der Feind in Ihrer Gewalt ist, und daß Sie Ihre Truppen die strengste Manneszucht beobachten lassen. Ich rücke nun aus – o nein, o nein«, sagte er zu dem Beamten, »nichts von ›rücke nun aus‹! ›Je pars‹, habe ich diktiert, ›je pars‹, und was ich diktiere, muß Ihm schön genug sein. Geb Er Sein crayon!« Er verbesserte den Text und las:

»Ich reise nun ab. Aber ich verlange nicht als König zu reisen. Reiche und schöne Equipagen haben keinen Reiz für mich. Doch erlaubt mir mein schwächliches Alter nicht, so zu reisen, wie ich in der feurigen Jugend tat. Ich werde mich einer Postkutsche bedienen müssen, und Sie haben die Freiheit, ebendergleichen zu tun. Aber am Tage der Schlacht werden Sie mich zu Pferde sehen, und da, hoffe ich, werden meine Generale meinem Beispiel folgen.«

Er unterzeichnete und gab das Blatt zurück. »Denn wenn jetzt sogleich der österreichische Herr kommt, Mylord, und er sieht dies auf dem Tische liegen, dann macht er augenblicks kehrt. Und es wäre doch schade um seine präparierte Rhetorik.«

Der Geheimschreiber ging, und mit ihm wurden auch die Windspiele wieder fortgeschickt. »Sie würden die Feindseligkeiten vorzeitig eröffnen. Dem russischen Bevollmächtigten haben sie kürzlich die Hosenschnalle abgebissen, sie sind ganz verrückt. Ja, ja, Pompon, du warst es gerade, geh du nur auch fort!«

Und er schloß hinter ihnen die Tür.

## 6

Der König befand sich in einer barocken Laune, die aber keineswegs gutmütig war. Ihn amüsierte es, im einen Augenblick diese Ansprache, die Eröffnungsrede des Krieges, zu redigieren, und im nächsten, so als wären noch Möglichkeiten friedlicher Beilegung vorhanden, den Gesandten des Gegners zu empfangen.

»Jetzt werden Sie mich einmal als Heuchler kennenlernen«, sagte er mit hart glänzenden Augen. Er verschwand und brachte aus dem Konzertzimmer ein kleines, wohlgetroffenes Bildnis des Kaisers Joseph herbei, das dort auf einer Kommode seinen Platz hatte. Er stellte es auf den Kamin, mitten ins beste Licht.

»Kein übles Gesicht eigentlich«, sagte er. »Oder was meinen Sie, Keith?«

»Er sieht aus wie ein kluger Mann und auch wie ein guter Mann.«

»Trotzdem ist er's ganz allein, der zu diesem Krieg treibt. Er ist ehrgeizig. Nun, man begreift es. Die Theresia will gar nicht, sie hat schreckliche Angst. Sie fürchtet, daß sie tausend Jahre länger im Fegefeuer braten muß. Außerdem hat sie meine Schnurrbärte kennengelernt. Man sagt, sie bekommt Zustände, wenn sie eine blaue Uniform sieht.«

Er blickte an sich hinunter, an seinem eigenen Kittel. Ein Einfall schien ihm zu kommen. Er zog an der Klingel.

»Passen Sie auf, guter Lord, jetzt werde ich mich maskieren.«

»Sie sind ein höflicher Monarch, mein König. Sie bieten Ihrem Besucher etwas.«

»Höre«, sagte Friedrich zu dem eintretenden Husaren, »in meinem Schrank muß noch der weiße Rock sein, den ich damals in Neustadt getragen habe. Bring ihn mir her.« Der Diener ging.

»Sieben Jahre sind das auch schon wieder«, sagte Friedrich. »Es war das erste Mal, daß ich den jungen Joseph offiziell sah. Kaunitz war auch dabei. Das ist ein großer Narr, aber dabei doch ein Fuchs. Wir hatten uns alle weiße Röcke machen lassen, um den Österreichern das verhaßte Blau zu ersparen – ah, da ist er ja, schauen Sie her, Mylord!«

Und Friedrich legte die weiße Uniform an, die in freier Art der österreichischen Montur nachgeschnitten und mit Silber gestickt war und die ihm ziemlich sonderbar zu Gesicht stand. Neumann trug den preußischen Rock hinüber ins Schlafzimmer.

»Auf dieses schöne Kleid gehört eigentlich auch ein schöner Orden. Sie werden sehen, Keith, der österreichische Graf trägt sicher das Goldene Vlies. Wenn ich das sehe, muß ich immer lachen. Mag auch ein Mensch ein geschlachtetes Schaf auf der Brust herumtragen?«

classtests.com

»Jedenfalls, mein König«, sagte Keith, »ist Ihre Toilette nun beendet, und der Gesandte des Römischen Kaisers wird gleich erscheinen.« Und er machte Anstalt, sich zu erheben.

»Was fällt Ihnen ein, guter Lord! Meinen Sie, ich opfere Ihre Gegenwart diesem Briefträger? Übrigens«, fügte er hinzu, »kommt auch der Graf Cobenzl nicht allein. Er bringt einen Sekretär mit, den er mir vorstellen soll. Seltsamer Einfall am Vorabend eines Krieges. Wahrscheinlich ist er ein Spion. Alle diese Legationssekretäre sind Spione.«

»Da wird er wenig Glück haben in Ihren Staaten.«

»Lumpen gibt es überall. Aber hier gibt es wenigstens keine Hofdamen und keine Prinzessinnen, die so ein junger Elegant verführen und aushorchen kann.«

»Ich denke, mein König, ganz unter uns«, sagte Keith mit einem Lachen, »daß Sie diese Methode auch selbst recht häufig angewendet haben.«

»Da irrt sich mein kluger Lord. Die Methode ist viel zu teuer. Diese Sekretäre verbrauchen ein sündhaftes Geld für Blumen und Zuckerwerk und Equipagen und bringen meistens gar nichts heraus. Nein, ich habe immer nur die Kammerjungfern verführen lassen. Dazu genügen hübsche kräftige junge Leute aus dem Volk, von denen überhaupt niemand weiß, daß sie mit mir zusammenhängen. Die kriegen ihre fünfhundert Taler im Jahr und amüsieren sich dabei noch herrlich, die Galgenstricke. Ihre Berichte sind vielleicht nicht so orthographisch, aber sie haben Hand und Fuß.«

Der Husar erschien und meldete mit lauter Stimme die österreichischen Herren.

## 7

Es traten ein der Graf Ludwig Cobenzl, bevollmächtigter Gesandter Ihrer Römischen und Apostolischen Majestäten, ein noch ganz junger Herr mit einem wachen und trockenen Gesichtsausdruck, höchst vornehm gekleidet in Weiß und Orange und richtig mit dem Goldenen Vlies vor der Brust; mit ihm ein sehr schöner, schlanker Mensch gleichen Alters, von südlichem Typus, ebenso kostbar, aber viel prächtiger angezogen als er. Beide vollführten die höfischen Verneigungen.

»Guten Tag, mein Herr«, sagte der König und nahm auch den speckigen Uniformhut ab, der zu seinem Kostüm ohnehin wenig passen wollte, »ich bin entzückt, Sie zu sehen.«

»Eure Majestät haben gnädig erlaubt, daß ich – hier – meinen Begleiter einführe und untertänig vorstelle. Es ist der Nobile Calsabigi, bisher in den Diensten Ihrer Majestäten in Neapel, jetzt mit besonderen Aufträgen von Wien hierher abgesandt.«

»Ah, sehr gut«, sagte Friedrich. »Es darf die Herren nicht stören, wenn – hier – der Herr Erbmarschall von Schottland unserer Unterredung beiwohnt. Er ist mein Freund, und ich habe vor ihm keine Geheimnisse.«

Der alte Lord vollzog seine Begrüßung, wenn auch bedeutend lässiger als früher vor dem Schreiber. Er hatte in seinem Leben so viele Minister und Gesandte gesehen. Auch die Monarchen, die sie vertraten, waren nicht Gegenstand seiner besonderen Verehrung. »Was ist im Grunde eine Krone?« pflegte er zu sagen, »doch nur ein Hut, in den es oben hineinregnet.«

Inzwischen hatte der Gesandte sich umgesehen. Sein Blick wanderte von dem weißen Kostüm, das der König trug, zu dem Bild seines Herrn auf dem Kamin-Ehrenplatze, und er wußte vermutlich kaum, was er aus diesen Anstalten zu machen hatte.

Der junge Calsabigi hielt seine brennenden Augen mit dem Ausdruck hinschmelzender Bewunderung auf das Gesicht des Königs gerichtet.

»Sie wundern sich vielleicht«, begann dieser in ganz leichtem Ton die Unterredung, »mich in diesem Ihrem Kleide zu sehen. Es ist der Rock, den ich trug, als ich mit Ihrem Souverän zusammentraf.«

Cobenzl verneigte sich.

»Sie werden aber wahrscheinlich im geheimen denken, daß ich nicht recht würdig bin, Ihre Farben zu tragen. Ich bin nicht so sauber wie Ihr Österreicher.« Er zeigte an der weißen Seide hinunter, die von oben bis unten alte Schnupftabakspuren aufwies. Gleichzeitig griff er sich aus einer der Edelsteindosen, die umherstanden, eine starke Prise.

»Eure Königliche Majestät«, sagte der Diplomat, »machen mich glücklich durch den Anblick unseres Kleides. Eure Majestät scherzen über kleine Flecken, die dieser Rock im Gebrauch erhalten hat, aber daß ich ihn heute an Eurer Königlichen Majestät erblicken darf, erfüllt mein Herz mit der Hoffnung, daß Eure Majestät ihn nicht mit Pulver

classtests.com

schwärzen wollen.«

»Das ist gut gesagt, Cobenzl, aber doch schief. Denn wenn ich Pulver losbrenne, dann, Cobenzl, trage ich ja den andern, den blauen. Genug Höflichkeiten«, fuhr er fort, »ich bitte jetzt um Ihren Auftrag.«

»Eure Majestät«, begann Cobenzl, »mögen mir erlauben, einleitend zu sagen, daß nur ein Teil der Wiener Aufträge heute in meinen Mund gelegt ist. Ein wesentlicher Teil, vielleicht der wichtigere, ist hier dem Nobile Calsabigi mit Spezialmission übergeben worden, ich weiß nicht einmal, ob von Ihrer Majestät der Kaiserin Königin oder etwa doch von Seiner Majestät dem Römischen Kaiser.«

Es verneigte sich Calsabigi mit prachtvoller Biegung seiner schönen Gestalt.

»Ich weiß ja«, sagte Friedrich und runzelte die Brauen, »wie die Sachen stehen. Ihr junger Kaiser will den Krieg, Ihre alte Kaiserin will ihn nicht. Sie hat selbst erklärt, die Wiener Ansprüche seien verjährt und wenig bewiesen. Wenn sie das einsieht, dann soll sie ihren Mitregenten zur Vernunft bringen, aber was will sie von mir?«

Diese Worte waren halb auch an den Italiener gerichtet. In einem samtenen Bariton, mit fremd gefärbten Vokalen, antwortete dieser:

»Eure Königliche Majestät, man glaubt erhabenen Ortes einen Weg gefunden zu haben, der für alle hohen Beteiligten gangbar ist und keine Empfindung verletzt.«

»Empfindung? Es handelt sich nicht um Empfindungen, es handelt sich um Interessen. Mein Interesse aber wird nur dann nicht verletzt, wenn man in Wien bereit ist, das widerrechtlich besetzte Niederbayern unverzüglich zu räumen. Ist man dazu bereit, Herr Calsabigi, dann können Sie mir das sehr gut in Gegenwart Seiner Herrlichkeit und des Herrn Gesandten sagen; ist man es nicht, so sehe ich erst recht nicht ein, warum ich Sie noch in besonderer Audienz empfangen soll.«

Das war brüsk. Calsabigi zuckte mit den Lidern seiner ausdrucksvollen Augen und sagte devot: »Eure Majestät berauben mich eines großen Glückes, von dem ich mit Verlangen geträumt habe.«

Friedrich wendete sich nach Keith hin und schnitt ihm eine Grimasse, die aber der Alte wahrscheinlich nicht sah; dann kehrte er sich zu Cobenzl und forderte ihn abermals zum Vortrag auf. Der Graf, trotz seiner Jugend bis zur Vollendung geschult – er war schon mit einundzwanzig Österreichs Bevollmächtigter in Kopenhagen gewesen –, entledigte sich seiner Aufgabe in ausgezeichneter Form und mit Klarheit.

Er trug, in einem der Tuilerien würdigen Französisch, die Ansprüche des Hauses Habsburg auf große Teile Bayerns vor, ebenjene Ansprüche, die von der Kaiserin selbst als schlechtbewiesen in Zweifel gestellt waren. In seinem Munde wurden sie, nach jedem Recht und jeder Satzung, unanfechtbar. Er rekapitulierte den Hausvertrag, den vor nun zwölf Jahren Max Joseph mit dem erbenlosen Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz abgeschlossen hatte, er berührte ganz tonlos, in einem Nebensatz, die später versuchte Beiziehung des Zweibrücker Herzogs, des präsumptiven Thronfolgers, er brachte den im Vorjahr erfolgten Tod Max Josephs in Erinnerung ...

»Das wissen wir ja, daß der tot ist, Cobenzl«, sagte Friedrich brummig. »Erschüttern Sie doch nicht bloß die Luft!«

Der Gesandte, ohne sichtbare Empfindlichkeit, unbeirrt, gab weiter zu bedenken, daß Karl Theodor, der derzeitige Herrscher Bayerns, die Ansprüche des Hauses Habsburg willig und bindend anerkannt habe, und, so fügte er hinzu, dieser Kurfürst sei doch wohl der Hauptbeteiligte.

»Falsch«, sagte Friedrich. »Der Hauptbeteiligte ist der Herzog von Zweibrücken, dessen Kinder und Kindeskinder dereinst über Bayern herrschen sollen.«

Jedenfalls, entgegnete Cobenzl, habe der Kurfürst doch nur darum zugestimmt, weil er sich der Legalität jener Ansprüche nicht habe verschließen können.

»Jedenfalls doch nur darum«, unterbrach Friedrich, »weil er eine Menge unehelicher Kinder hat und für die vom Kaiser schöne Titel und schöne Dotationen haben will. Weshalb, Cobenzl, verschweigen Sie eigentlich Dinge, die wir alle miteinander wissen? Dadurch eben wird ja das politische Handwerk so langweilig.«

Sie waren eng beisammen in dem kleinen, nicht mehr sehr hellen Raum: der König von Preußen, der schottische Erbmarschall, der in Brüssel geborene Österreicher und der allzuschöne Vierte. Mit kurzen Schritten, die Hände hinten auf dem weißen Rock zusammengelegt, begann Friedrich hin und her zu spazieren. »Sehen Sie, Cobenzl«, fuhr er beinahe behaglich fort, »wenn ich auf Ihren traditionellen Ton eingehen wollte, dann würde ich Ihnen jetzt einen edlen und schwermütigen Vortrag halten. Dann würde ich sagen: es handle sich in dieser Sache darum, ob der Kaiser nach seinem Gutdünken mit den Reichslehen schalten kann. Es handle sich darum, würde ich sagen, ob diese Reichslehen Pfründen nach türkischer Art werden sollen, die bloß auf Lebenszeit gelten und über die der Sultan nach dem Tod des Inhabers frei wieder verfügt. Nein, würde ich sagen, das steht in Widerspruch mit den Gesetzen und Gebräuchen des Römischen Reiches, und kein deutscher Fürst kann dergleichen mit seiner Ehre vereinbaren. Ich

classtests.com

selbst, so würde ich sagen, fühle mich als Glied des Römischen Reiches und als deutscher Fürst. Ich habe den Westfälischen Frieden durch den Frieden von Hubertusburg wieder erneuert und bin, würde ich sagen, als Kontrahent dieses Friedens direkt verpflichtet, die Rechte des deutschen Fürstenstandes gegen jeden Mißbrauch durch das Reichsoberhaupt zu schützen.« Er blieb vor dem Gesandten stehen.

»So würde ich sagen, Cobenzl, wollte ich diplomatische Rhetorik treiben. So etwa müßte ich mich ausdrücken, wollte ich heute an Ihren Kaiser ein offizielles Schreiben abfassen. Solch ein Schreiben wandert ins Archiv und später in die Geschichtsbücher und dient den Knaben als Schultext. Ihnen aber sage ich, Cobenzl, ich kann die Annexion Bayerns nicht dulden, weil mir der Machtzuwachs für Habsburg zu groß ist und weil außerdem meine Erbansprüche auf Bayreuth und Ansbach durch diese Annexion gefährdet werden.«

Der König schien schweigen zu wollen. »Mein Souverän«, begann der Gesandte, »ist gerne bereit ...«

»Still, still, Cobenzl, er ist gern bereit, mir meine Ansprüche zu garantieren. Er denkt, und er hat ganz recht, daß ich ein abgelebter alter Kerl bin, den der Teufel bald holen wird, und daß sich dann später schon alles findet. Er ist jung, er hat die Zukunft für sich. Ich weiß, daß er persönlich sehr freundlich von mir denkt, Ihr Souverän, das zeigt sich hauptsächlich darin, daß er meinen Lebensgang gründlich studiert hat. Nun will er genauso seine Hausmacht stärken, wie ich es zu Anfang meiner Laufbahn mit der meinen getan habe, und möchte den einstigen Verlust Schlesiens wiedergutmachen. Er meint, das könnte ich mir gefallen lassen, denn es gehe ja nicht auf meine Kosten. Es geht aber doch auf meine Kosten, Cobenzl, oder jedenfalls bilde ich mir's ein, und solche alten Kerle sind eigensinnig.«

Friedrich hatte sich während der letzten Worte jenem seitlichen Fenster zugekehrt. Der Tag draußen war trübe geworden, bleifarben. Wie verbrannt hob der schöne Jüngling aus Erz seine beiden Hände zum grauen Himmel, und die Flora schien sich mißmutig hinzudehnen.

Cobenzl wartete, ob der König sich nicht umwenden würde. Er tauschte einen Blick mit seinem Begleiter. Dann sagte er:

»Eure Königliche Majestät! Der Auftrag, den der Edle Herr von Calsabigi in Wien erhalten hat, ist mir zwar unbekannt; aber ich kann vermuten, mit einiger Sicherheit vermuten, daß es sich um ganz persönliche Anregungen von höchster Stelle her handelt, mit denen das Kabinett nicht befaßt worden ist, auch der Fürst Kaunitz nicht ...«

Friedrich hatte sein Fenster verlassen. »Der Fürst Kaunitz«, sagte er geschwind, in einem frischen Plauderton, »hat mich damals in Neustadt ein wenig amüsiert. Er ist unstreitig ein Mann von Geist und sehr hohen Gaben, aber er hat die Eigentümlichkeit, daß er sich selber für ein Orakel hält und alle andern für Dummköpfe. Von mir hat er gedacht, ich sei eben nichts als ein Soldat, der keine Ahnung von Politik hat. Ja, er hat mich amüsiert, herzlich amüsiert«, schloß er befriedigt, denn er konnte glauben, den Gesandten nun von seinem Gedankengang abgebracht zu haben.

Da aber geschah etwas völlig Unerwartetes. Der Nobile Calsabigi nämlich trat stürmischen Schrittes hervor, warf sich dem König zu Füßen und umklammerte einen von seinen alten Schaftstiefeln, die unter dem Silbersaum des österreichischen Rockes hervorsahen.

»Eure Majestät!« rief er flehend und innig. »Gewähren Eure Majestät mir die unendliche Gnade der angesuchten Unterredung! Seit ich ein Knabe war, haben Eure Königliche Majestät für mich ein Idol bedeutet, die leuchtende Achse, um die sich all mein Tun und Wollen drehte. Der glückseligste Tag meines Lebens war es, als mir jetzt in Wien die Mission an den großen König von Preußen übertragen wurde. Im Staube flehe ich, sie Eurer Majestät unterbreiten und so vielleicht als ein Instrument mitwirken zu dürfen, daß Friede und Eintracht zwischen den beiden würdigsten Höfen erhalten bleibt. Gewähren Eure Majestät diese Bitte Ihrem geringsten, aber gewiß glühendsten Adoranten!«

Calsabigi lag so, daß ihm weder der alte Marschall noch Graf Cobenzl ins Gesicht sehen konnten. Er hob seine schönen Tieraugen zu Friedrich empor, und da sah der überraschte und sogar ein wenig verlegene König etwas, was ihn augenblicklich orientierte: der Ausdruck dieser Augen war kein flehender, kein unterwürfig verehrender, in diesen Augen stand Laster, stand Verheißung und Verlockung. Calsabigis beide Hände preßten sanft sein Bein in dem alten Stiefel, von der kunstvollen Frisur stieg ein feines Parfüm, stieg ein Weiberduft zu ihm auf.

Er trat zurück, und zwar so heftig, daß der Kniende für einen Augenblick mit den Händen nach vorne auf den Fußboden sank.

»Ich habe mich geäußert, Graf Cobenzl«, sagte Friedrich. »Sollte es Ihr Wunsch sein, Ihren Paß zu verlangen: er steht zu Ihrer Verfügung. Sie nehmen, lieber Graf, meine persönliche Hochachtung mit auf die Reise, Sie werden Ihrem Vaterlande noch wertvolle Dienste leisten. Weitere Unterhaltungen zwischen uns sind leider unnütz; unmöglich sind sie mit Personen, die meine königliche Gegenwart nicht verdienen. An Ihren Souverän werde ich noch einen Brief richten des Inhalts, den wir zuvor besprochen haben. Aber ich werde ihn im Feldlager schreiben. Reisen Sie glücklich, mein Herr!«

classtests.com

Der Gesandte ging, verstummt und bestürzt, ihm folgte Calsabigi, ohne noch einen Gruß zu wagen, vernichtet. Der Earl Marishal hatte sich zur Verabschiedung nicht erhoben.

»O Keith, Keith!« rief Friedrich mit einer Miene, in der sich Ekel und Verzweiflung mischten, und machte Anstalt, als wolle er Zuflucht suchend auf ihn stürzen. Er bezwang sich und blieb stehen.

Keith sah ihm mit seinen redlichen alten Augen entgegen. »Mein König«, fragte er mit Güte, »was ist geschehen? Was erregt Sie?«

**8**

Aber er erhielt nicht sogleich eine Antwort. Friedrich zog an der Glockenschnur.

»Meinen alten Rock, meinen ehrlichen Rock!« rief er dem eintretenden Husaren zu. Er riß sich das weiße Kostüm vom Leibe und stand ein paar Augenblicke in Hemdsärmeln und gelber Weste da. »Hier«, rief er, als er seine eigene Uniform und den Hut wieder trug, »nimm das da, lauf in die Küche, da sitzen die beiden Diener Seiner Lordschaft. Der eine ist ein Schwarzer. Dem schenkst du den Kittel! Er soll ihn aber nicht anhaben, wenn er den Lord in der Sänfte trägt oder sonst honorablen Dienst tut, sondern wenn er Geschirr wäscht und die Senkgrube aushebt – ach so, ich vergaß, er versteht dich ja nicht. Nun, einerlei, geh nur und gib ihm den Rock!«

»O Keith, Keith«, rief er wieder, als sie allein waren, »was sagen Sie nun dazu? Mich, mich wollen sie verführen von Wien her, schauen Sie mich an, ob so einer aussieht, den man noch verführen kann« – und er deutete an sich hinunter, an seiner abgezehrten, gekrümmten, kleinen Gestalt im groben Kleide. »Man sagt immer, wir Könige seien Gottes Ebenbilder. Daraufhin habe ich mich kürzlich im Spiegel betrachtet und muß sagen: der liebe Gott kann mir leid tun, wenn er so aussieht!«

Und er lachte, aber es war ein Lachen, das weder amüsiert noch zornig klang, sondern verzweifelt.

»Ja, so verfahren sie mit mir, meine geliebten Brüder und Schwestern, die Allerchristlichsten Könige und Kaiser, die Allerkatholischsten, die Allergläubigsten, die Allerapostolischsten – mit mir, dem Allerketzerischsten! Mit mir, so meinen sie, ist alles erlaubt. Mit mir ist alles möglich. Mich wollen sie von meinen Plänen, von meinen notwendigen Schritten abbringen. Mich wollen sie zur Schwäche verleiten lassen – durch wen? Durch einen parfümierten Beau, einen Ganymed. Ich weiß nicht, ist es mehr lächerlich oder mehr traurig oder mehr ekelhaft!«

»Mein König«, sagte Lord Marishal langsam, »ich weiß nicht, wovon Sie sprechen. Was hat man Ihnen angetan?«

Friedrichs Heftigkeit verging, und er lächelte. »Ach Keith, Keith«, sagte er noch einmal, jedoch in sanftem Ton, so als spräche er zu einem geliebten Kinde, »da wäre viel zu berichten. Aber weshalb ereifere ich mich denn? Prinzessinnen und Hofdamen gibt es keine hier auf meinem Weinberg, Kammerjungfern auch nicht, um nach meinem billigen Rezept zu verfahren, da probieren sie es denn mit dem Hausherrn selber. Die gute schlaue fromme Theresia! Die schlauen frommen Väter Jesuiten! Denn die werden es ja wohl gewesen sein, die den Plan entworfen haben, und die Kaiserin hat ihn gewiß nicht ganz begreifen wollen. Einen hübschen Burschen haben sie für mich ausgesucht, soviel ist wahr. Der würde mich mit seinen Zärtlichkeiten schon dahin bringen, daß ich dem Kaiser Joseph ein paar unbedeutende Einräumungen machte, und dann wollte es die Theresia übernehmen, auf solcher Grundlage den Frieden zu wahren. Die Absicht war gar keine schlechte. Ich habe mich ganz umsonst erregt. Nach meinen Erfahrungen dürfte ich mich über die Menschen nicht mehr wundern.«

»Wie denn, mein König«, fragte Lord Keith aus seiner Sofanische heraus, »man vermutet bei Ihnen eine Neigung zur sokratischen Liebe und will die benützen? Habe ich das recht verstanden?«

»Ach, guter Lord, um so erstaunt zu fragen, dazu muß man ein Schotte sein und Ihr Herz in der Brust tragen und durch sein Wesen Klatsch und Verleumdung so weit von sich abhalten. Wie könnte Ihnen sonst entgangen sein, was seit Jahrzehnten an allen Höfen laut besprochen wird.«

»Mein König«, sagte Keith, »ich hätte es niemand raten wollen, ein herabsetzendes Wort über Sie in meiner Gegenwart zu gebrauchen. Es hat aber nie jemand gewagt.«

»Herabsetzend ... Ich weiß nicht einmal, ob ich es herabsetzend finden soll. Vom Alexander weiß man es, vom Cäsar sagt man es, und Sokrates bei seinem Alcibiades zu denken ist wohl eigentlich würdiger als Johann bei seiner Liese. Ach, guter Lord, es stünde wohl besser um mich, wenn die recht hätten, die mich auf solche Weise herabsetzen.«

»Besser, mein König?«

Er sah ihn an, den Uralten, wie er dasaß in seiner Würde, in der ehrfurchtgebietenden Kindlichkeit seiner neunzig Jahre, am Ende eines geraden und klaren Lebens – und ein Gefühl überkam ihn, darin sich Rührung und Neid

classtests.com

vermischten. Um wieviel leichter hatte es dieser gehabt! Das Leid und die Mühsal hatten gewiß nicht gefehlt in seinem langen Dasein. In Schottland als junger Mensch war er, proskribiert, von Dorf zu Dorf, von Fels zu Fels, von Insel zu Insel geflüchtet, immer vom Kerker und schimpflichem Sterben bedroht. Dann hatte er das Vaterland meiden müssen, nach dem sein redliches Blut mit jedem Tropfen hindrängte, hatte den unwiderruflichen Sieg derer gesehen, die Kronräuber für ihn waren, hatte, viel härter noch dies, von dem Geschlecht, dem er Schwert und Arbeit unverbrüchlich weihte, nichts als Undank, nichts als Verleumdung erfahren. Er hatte den Bruder, den er sehr liebte, Jakob, in Friedrichs Diensten verloren, und auch sonst waren Schläge für sein Herz nicht ausgeblieben. Noch nicht so lange war es her, und Friedrich wußte davon, da hatte der bereits Hochbejahrte noch einen ernstlichen Kummer erlebt um ein schönes Geschöpf, eine türkische Kriegswaise, die er in seinem Hause europäisch herangebildet und geliebt hatte wie ein Kind – mit einem Male aber nicht mehr wie ein Kind, und die ihm mit der unschuldigen Grausamkeit der Jugend klar gezeigt hatte, daß er alt, daß sein Leben vorbei war, unwiederbringlich.

Aber er hatte doch ein Leben gelebt, ein ganzes und wahres. Er hatte geduldet und getrauert, aber er hatte auch geruht und genossen, hatte Frauen umarmt unter vielen Himmeln, strahlenden und nordisch verhängten, er war ein Mann gewesen, nicht in Arbeit nur und Gedanken und Wagnis, sondern auch in Lust und froher Erfüllung.

Unsterblicher Ruhm war wohl nicht sein Teil, er war nicht ein Mythus für die Länder der Erde; wenn er hinging und seine phantastischen Diener ihn drüben auf den Friedhof trugen, wo er liegen wollte, dann war es zu Ende mit ihm, dann war er nichts mehr als eine freundliche und edle Erinnerung, die rasch verblaßt sein würde und bald erloschen. Er war ein freier und kluger und tapferer Gentleman gewesen, umgetrieben und später im Hafen, von einem König geliebt, von seinem Gesinde verehrt, eine klare Erscheinung, ein offenes Buch. Er war ein Mensch gewesen, ein wirklicher, atmender Mensch. Er war zu beneiden.

Ein hinfälliges Bedürfnis erfaßte den Verschlossenen, einsam Erstarrten, hier vor diesem einmal zu reden, von sich zu reden. Dieser letzte Mensch, der ihm nahe war, ging nun auch dahin, fast war er schon gegangen, er war nur noch der Schatten eines Schattens.

Das Begebnis mit dem italienischen Abenteurer hatte in dem König vieles aufgerührt. Ach, wie die Welt ihn mißkannte! Arges, Grauenhaftes war da verborgen. Die Wunde seines Daseins, nicht allein, daß die gebrannt hatte – sie hatte auch noch verheimlicht werden müssen ein Leben lang, und dies eigentlich war das Schlimmste gewesen, dies eigentlich hatte ihn von menschlicher Gemeinschaft ausgeschlossen.

Nie hatte er sich einem anvertraut. Nicht der Mutter, die ihm als Beschützerin in der Jugend teuer gewesen war, nicht der klugen Schwester von Bayreuth. Alle seine Genossen, die geistreichen Männer seines Umgangs, waren abgeschieden, ohne um sein Schwerstes zu wissen. Auf keiner der aberhundert Seiten, auf denen er selber sein Leben dargestellt, in keiner der tausend Verszeilen, mit denen er es poetisch erhöht hatte, war die Rede davon. Und das war gut so, das war sehr gut. Denn sein Geschick war nicht allein hart und furchtbar zu tragen, es war auch häßlich und, in einem gemeinen Verstände abgespiegelt, vielleicht lächerlich.

Die Situation gewann Macht, sie gewann einen Zauber über ihn. Vorabend eines Krieges, da er seit fünfzehn Jahren nicht mehr mit Truppen ins Feuer geritten war, Vorabend europäischer Entscheidungen, denn es ging um nicht weniger als um die Vorherrschaft im Herzen des Erdteils, und dort, zum letzten Male, dieser Letzte, den er nicht wiederfand, wenn er von seiner Kriegsarbeit nach Hause zurückkehrte.

Er würde einmal sprechen, hier war es möglich. Ungewiß, ob er ganz begriffen würde, aber wurde er's, so blieb das Begriffene in dieser hundertjährigen Brust verschlossen bis zum nahen Tag des Vergessens. Er sprach wie in ein Grab hinein.

Er rückte ein Taburett heran, setzte sich und nahm Keiths Hand. Dies war seit Jahren nicht geschehen. Der König reichte niemals die Hand, auch seinen Bevorzugten nicht, er mied wie sengendes Feuer die menschliche Berührung.

Die Hand des Marschalls war klein und so trocken wie ausgedörrtes Holz. Der König hielt sie, während er zu sprechen begann. Später ließ er sie los.

## 9

König Friedrich pflegte im Umgang mit Personen, deren Geist er hochschätzte, mit Geist zu sprechen; er gebrauchte dabei den ornamentalen, antithesenreichen, sehr gefälligen Stil seines Jahrhunderts. Jetzt sprach er knapp und rauh. Seine Sätze waren ohne Kunst, sein Ausdruck der unzweideutigste. Es war, als wälze er Steinblöcke von seiner Seele nieder, die ein Leben hindurch auf ihr gelastet hatten.

»Mein guter Lord«, sagte er, »als Sie zu mir kamen, wie alt war ich damals? Damals war ich fünfunddreißig. War ich damals noch jung? Bin ich Ihnen damals jung erschienen? Schwerlich. Ich war es auch nicht. Meine Jugend war schon

classtests.com

längst vorbei.

Wissen Sie, wie lange meine Jugend gedauert hat? Bis zu meinem einundzwanzigsten Jahr. Dann war alles aus.

Haben Sie einmal darüber nachgedacht, Keith? Ich glaube nicht. Sie sind mein wahrer Freund, ich weiß es, aber die Menschen denken nicht übereinander nach. Sie haben manchmal gesagt: ›Sanssouci ist ein Kloster, und Friedrich ist der Abt‹, und Sie haben gelacht. Aber warum ist es ein Kloster, warum unterscheidet sich dieser Hof von allen Höfen? Sie sagen: meine Neigung ist so. Ja, das wird es sein.

Hören Sie, Keith, was will eigentlich der Mensch? Er will leben und glücklich sein. Das haben auch Sie gewollt, und Sie können zufrieden sein. Aber als Ihnen die Türkin einen Korb gab, da waren Sie traurig. Und doch waren Sie damals schon ein alter Herr, und Ihr Verlangen ging eigentlich wider alle Regel.

Nun, alter Lord, mir haben alle Frauen einen Korb gegeben, seit ich einundzwanzig war. Das werden Sie nicht verstehen. Es ist auch nicht wahr. Vielmehr, ich habe allen Frauen einen Korb gegeben. Das ist auch nicht wahr. Sondern mir hat die Natur selber einen Korb gegeben. Das ist wahr. Und es war nicht schön.

Als junger Mensch habe ich die Weiber ganz unmäßig geliebt. Bei einem Weibe schlafen, das war das Schönste für mich. Alles sonst hätte ich lassen können. Ich hätte kein Buch lesen müssen. Ich hätte keine Musik hören müssen. Ich hätte kein Pferd zu reiten brauchen. Ich hätte auf meine Freunde verzichten können. Ich hätte nicht brauchen Kronprinz zu sein. Aber Frauen mußte ich haben. Das fing frühzeitig an und wurde immer wilder. Wenn ich ihre Brüste sah, wenn ich ihre Haare roch, dann war mein Kopf wie in siedendes Wasser getaucht, ich verlor die Besinnung. Ich hatte die schlimmsten Auftritte mit dem König, ich kam in Gefahren, aber ich dachte an nichts anderes. Es war nicht Liebe. Ich liebte nicht. Nein, Keith, eine Frau, die ich hätte lieben können, sah ich nicht. Ich war vielleicht zu jung. Vielleicht war ich auch zu diesem Gefühl nicht fähig. Wahrscheinlich ist es seltener, als man glaubt. Die Menschen lügen ja viel.

Ich hatte auch kein Verlangen nach Liebe. Ich hatte Verlangen nach Weibern. Mein Vater wollte mich verheiraten. Das war mir gar nicht recht. Ich fand es stupide, mit einundzwanzig zu heiraten. Ich hatte aber keine Wahl. Ich sagte ja, mit Ach und Krach, und dachte heimlich, daß mich meine Frau an nichts hindern würde. In ganz Europa gab es keinen unverheirateten König, und doch keinen sittsamen.

Kurz vor der Hochzeit passierte es mir. Was? Nun, Sie wissen es, Keith, der bogenschießende Gott« – er wies mit einer Kopfbewegung zu Flora und Amor hinaus – »hat auch vergiftete Pfeile im Köcher. Mich traf einer. Ich war ratlos. Ich sollte heiraten. Jetzt sofort sollte ich heiraten. Ich vertraute mich dem Markgrafen Heinrich, meinem Onkel: Heinrich von Schwedt. Mein Onkel war er, aber nicht viel älter als ich. Der Esel lebt noch. Sie kennen ihn ja. Ich hielt ihn für wunders wie erfahren. Er wußte auch Rat. Einen sauberen Rat wußte er. Er schickte mir seinen Arzt. Einen sauberen Arzt schickte er. Es war der sogenannte Doktor von Malchow. Das war ein Pfuscher. Ich sehe den Kerl noch. Er hatte einen pfirsichfarbenen Rock und ein Papageiengesicht. Leute mit Papageiengesichtern sind immer Esel. Der vertrieb mir meine Krankheit in vier Tagen. Ja. Nach vier Tagen hörte der Fluß auf. Ich war bereit. Ich fuhr nach Wolfenbüttel und heiratete. Es war gar nicht so schlimm. Ich war ganz zufrieden.

Nach ein paar Wochen war ich wieder krank. Der Kerl von Malchow hatte mich nicht geheilt. Er hatte nur die Krankheit in mich hineingetrieben. Nun brach sie heraus. Mein Leben war in Gefahr. Der kalte Brand drohte bereits. Die Ärzte damals waren noch dümmer als heute. Ich hatte eine Höllenangst vor meinem Vater. Um einen wirklich gelehrten Mann nach auswärts zu schreiben, wagte ich nicht. Ich begnügte mich mit dem Affenpack in der Nähe. Wenn sie nur das Maul hielten, das war die Hauptsache. Da haben sie mich operiert.«

Der König schwieg. Er stand auf, ging an jenes östliche Fenster und sah hinaus. Lord Keith, matt schon vom langen Außerbettsein und vom Hören, blickte ihm auf den Rücken, mit etwas stierer Aufmerksamkeit verfolgte er von unten nach oben, von der Spitze bis zur Bandschleife, den dünnen Zopf, der ganz in bräunliche Seide eingewickelt war. Friedrich trat wieder heran und nahm Platz auf seinem Taburett, aber ein wenig entfernter von Keith.

»Ich war kein Mann mehr nach dieser Operation. Ich war einundzwanzig Jahre. Ich kehrte nach Ruppin zurück in mein Garnison, allein.

Ich war einundzwanzig Jahre. Ich war sehr wollüstig. Ich war fast nichts anderes als wollüstig. Ich wollte mich töten. Niemals, auch nicht als ich im Kriege verzweifelte, hatte ich solche Lust mich zu töten. Ich hatte aber kein Gift. Vielleicht hatte ich auch keinen Mut.

Der Trieb zum Weibe war mir geblieben, aber ich konnte es nicht mehr besitzen. Das war entsetzlich. Entsetzlich war noch ein anderes. Ich hatte die Schriften der Römer gelesen. Ich wußte, was sie von einem Manne sagen, der kein Mann mehr ist. Solch einer, sagen sie, verliert auch seine männliche Art, er ist nicht mehr mutig, ausdauernd, großherzig, offen; er wird furchtsam, verzärtelt, arglistig, klein. Ich hielt mich für einen Eunuchen. Ein Eunuch kann nicht König sein.

classtests.com

Ich war ein Narr, ich war ein Kind. Ich war unberaten. Ich konnte keinen fragen. Es war gar nicht so; ich war kein Eunuch. Die Arbeit in meinem Leibe war die gleiche, seine Kräfte, seine Säfte waren die gleichen. Ich wußte es nicht.

Damals habe ich gekämpft. Alles, was später kam, war leichter. Diese Nächte in meinem Bett in Ruppin, das waren meine Kriege.

Ich beschloß, die Natur zu besiegen. Ein paar Jahre zuvor hatte ich versucht, mir den Schlaf abzugewöhnen. Das war nicht gegangen. Dies aber sollte gehen.

Hatten sie mich zum Eunuchen gemacht – ich wollte keiner sein. Ich wollte nicht furchtsam, tückisch und kleinlich werden, ich wollte tapfer, großmütig und ein König sein. Es war alles Unsinn. Ich war gar nicht in Gefahr, mich zu verändern. Aber nun veränderte ich mich. Ich war nachgiebig gegen mich selbst gewesen. Jetzt wurde ich anspruchsvoll. Wenn ich im Winter gut schlief unter warmen Decken, dann stand ich auf und schüttete Wasser über mich und legte mich auf die Erde. Sooft ich ein Wohlbefinden fühlte, sah ich mich schon als altes Weib. Das war nützlich. Daß ich später meine Arbeit tun konnte, verdanke ich dieser Angst. Alle meine guten Jahre habe ich so verbracht. Noch im großen Kriege habe ich es geglaubt. Es ist noch keine zehn Jahre her, daß ich die Wahrheit weiß.

Mit achtundzwanzig war ich König. Da wurde es noch schlimmer. Ich hatte ein schimpfliches Geheimnis zu hüten. Die Narbe an meinem Leib war der Stachel meiner Tage. Ich denke manchmal, daß sie schuld war an meinen Kriegen. Ich stürzte mich in meinen ersten Krieg, um mir und der Welt zu zeigen, daß ich ein Mann sei. Ich fuhr auf bei Nacht und dachte an die Ärzte. Würden sie schweigen? Es gab kein Mittel, sie zu zwingen. Ich wurde zum Gejagten in meinem Hause. Die Braunschweigerin hatte ich längst fortgeschickt, ich fürchtete ihre Augen, ich fing an, sie zu hassen. Seit damals sitzt sie in Schönhausen und weiß eigentlich nicht, warum.

Ich haßte das ganze Weibergeschlecht. Und dabei war ich umringt von Weibern. Auf allen Thronen Europas saßen sie plötzlich: in Wien, in Petersburg; auch in Paris saß nicht der König auf dem Thron, sondern das Weib, das Geschlecht selber.

Schon fing man an zu flüstern. ›Wie will der Herr von Brandenburg einen Krieg führen‹, hieß es, ›wenn er nicht einmal bei seiner Frau schlafen kann.‹ Ich wurde mißtrauisch bis zur Tollheit. Überall glaubte ich nur dies zu hören. Bei einer Parade werden mir zwei französische Offiziere vorgestellt. Ich frage nach ihrem Regiment. ›Régiment de Roussillon‹, antworten sie, ›autrement nommé Troussecotillon.‹ Es soll ein Witz sein, und sie sagen ›autrement‹. Aber ich höre ›autrefois‹ und hätte sie gerne erwürgt.

Ich tat das Meine. Ich spielte meine Rolle. Ich betrog meine Braunschweigerin recht öffentlich. Ich tat entzückt vor jeder hübschen Frau und hatte doch nur Qual von dem Anblick. Ich kaufte lüsterne Bilder, statt solcher, die mir gefielen. Ich ließ sie so hängen, daß sie vor meinen Augen waren, wo ich saß und stand. Ich machte großen éclat mit der Tänzerin Barberina. Auf der Redoute ging ich ohne Maske mit ihr herum und tat verliebt. Dann nahm ich sie in ein Kabinett und verschloß die Türe. Dort trank ich Tee mit ihr. Ja.

Das alles half gar nichts. Weiber können nicht schweigen. Ich konnte es ihnen nicht einmal befehlen. Vielleicht schwiegen sie noch im Lande hier. Aber die Racker gingen über die Grenzen, und in den fremden Hauptstädten fragte man sie aus. ›Es ist nichts mit dem König von Preußen‹, sagten sie dann, ›er tut galant, aber er kann nur Tee trinken.‹ Und ich hatte drei Weiber gegen mich, drei Herrscherinnen. Alle meine Kriege schlug ich gegen das Weib.

Da entschloß ich mich. Es mußte anders gehen. Männer können schweigen. Männer müssen sogar schweigen. Wenn Männer leugnen – ihnen braucht die Welt nicht zu glauben. Ich wünschte nichts sehnlicher, als für einen Sodomsbruder zu gelten. Denn, war ich ein Sodomsbruder, so war ich immer noch ein Mann.

Dies gelang mir. Mein Jahrhundert war eine Weiberzeit. Es sah einen König, der seine Frau verstieß, der keine Mätresse hielt, der nur mit Männern umging, der mitten unter seinen Soldaten lebte – nun war die Erklärung für das Rätsel da. Man ekelte sich vor mir. Aber ich war wieder ein Mann.

Keine Frau betrat mehr dieses Haus. Meine Kammerhusaren bekamen knappe, enge Kleider. Meine Pagen mußten hübsch und jung sein. Frühmorgens rief ich mir oftmals einen ins Schlafzimmer, da konnte er zusehen, wie ich in meine Stiefel fuhr, und bekam Kaffee. Ich redete auch viel von der sokratischen Liebe, an offener Tafel, vor Gästen, vor der Bedienung. Ich habe oft gesagt, auch der Apostel Johannes sei von der Gilde gewesen. Das hat man sicherlich früher einmal nach Wien berichtet. Das hat die fromme Theresia gehört. Das haben die klugen Väter Jesuiten gehört. Deswegen lag der Calsabigi vor mir auf den Knien und wollte mich verführen. Ach ja, die Frommen!«

Er lachte rauh, brach aber plötzlich ab, erhob sich und trat wieder an jenes Fenster, das ihn mit Stärke anzuziehen schien. Es dämmerte. Aus der Nische, darin der Marschall saß, kam kein Laut. Friedrich blieb stehen, wo er war, und ohne an das geschwächte Gehör des Freundes zu denken, fuhr er mit sinkender Stimme fort:

»Ich wurde alt. Es kam vor, daß ich alles vergaß. Wer denkt im Alter noch an diese Dinge! Aber dann hat die Welt mich immer erinnert. Von meinem schönen Knaben hier draußen haben sie drucken lassen, er stehe vor meinem

classtests.com

Fenster, weil mich seine schlanken Glieder erregen. Lieber Himmel! Es ist eben eine schöne Statue. Auch dem Prinzen Eugen, dem alten Helden, hat sie einstmals gefallen, vor hundert Jahren. Armer Antinous, da mußt du nun stehen, um mein altes Blut aufzuwärmen. Wenn die wüßten, auf was ich hier eigentlich schaue. Manchmal auf den Antinous, ja, öfter auf die Gruppe daneben, auf die Flora, die der Amor liebkost. Das ist auch eine recht üppige Darstellung: die blühende Lebenslust, vom Gott der Liebe gestreichelt. Ich schaue aber nicht auf die Gruppe. Ich schaue auf den Sockel. Warum auf den Sockel? Weil unter dem Sockel mein Grab ist.

Das habe ich ausgemauert, als die Terrassen aufgeschüttet wurden. Erst das Grab, dann das Haus. Über meinem Giebel steht: Sans Souci. Aber das Haus ist nicht gemeint. Das Grab ist gemeint. Wenn ich dort bin, dann, ja dann bin ich ohne Angst und Sorge. Dann liege ich gut. Dann brauche ich nichts mehr zu verstecken, dann bin ich selber versteckt. Dann dringt kein Auge mehr zu mir. Mich hat seit einem halben Jahrhundert kein Mensch mehr nackt gesehen. Mich hat kein Diener ganz entkleidet, mich hat kein Arzt untersucht. Ich habe mich selbst nicht mehr angesehen. Und wenn ich mich bald einmal zum Tode hinstrecke, hier nebenan in meinem Schlafzimmer, dann sollen sie mich auch nicht auskleiden und mich nicht waschen und mich nicht öffnen und mich nicht balsamieren. Sondern sie sollen mich liegenlassen, wie ich bin, und mich noch mit meinem Mantel zudecken.«

### 10

Friedrich hatte zu reden aufgehört. Draußen auf der Terrasse regte sich nichts im Abend, kein Ast, keine Ranke.

In der Stadt Potsdam drüben war jetzt, zu dieser Stunde, lebendigste Bewegung; auch in Berlin, in Magdeburg, in Küstrin, in allen Festungen, allen Waffenplätzen, allen Städten des Landes eilte und lärmte es von den Anstalten zum beginnenden Kriege. Die Armee erhob sich mit Klirren. Das Land schütterte, die Nachbarreiche mit ihm. Hier herrschte, auf dem Hügel, an diesem Vorabend lautloser Friede.

Vom Sitze des Lord Marishal kam kein Wort, kein hörbarer Atemzug. Endlich entschloß sich der König und trat hin. Es war ganz dunkel in der Nische, er konnte nichts unterscheiden.

»Mylord!« sagte er in die Stille hinein. Es erfolgte keine Antwort. Er beugte sich vor und sah Keith ins Gesicht.

Keith schlief.

Der König fuhr zurück. Dann aber, beinahe sogleich, lächelte er; es war vielleicht das schönste Lächeln seines Lebens.

Ohne Geräusch setzte er sich auf das Taburett und blickte auf den Ruhenden. Die Augen gewöhnten sich an das Dunkel, und er sah ihn.

Friedlich, das Haupt ein wenig zur Seite geneigt, schlummerte der Uralte. Unbewußt nahm Friedrich den Hut ab, als sei er in Gegenwart des Todes. War es so? Hatte er dem Tode sein bitteres Geständnis abgelegt?

Kaum war es zu unterscheiden. Verlosch er nicht heute, der über menschliche Grenzen Bejahrte, war er nicht eben erloschen, so schied er morgen, in Tagen, in wenigen Wochen. Wieviel denn hatte er vernommen mit dem stumpfen Ohre des Alters? Wieviel von dem, was er vernommen, war noch zum Begriff geworden in ihm? Wann, an welchem Ort der traurigen Erzählung, war er entschlummert? Was würde er, dessen Gedächtnis so kurz war, beim Erwachen noch wissen – wenn er erwachte?

»Leb wohl, mein Held«, sagte der König leise, nicht ohne Rührung. »Geh nur voran. Sei mein Quartiermeister. Bestell mir Wohnung im Land der leeren Träume.«

## Alkmene

### 1

Auf dem Ring in Neiße, vor der alten bischöflichen Kämmerei, hielt im ersten Licht eines Sommertages die Suite der Prinzen, Generäle und fremdländischen Gäste und erwartete den König. An ihrer Spitze saß auf einem schönen braunen Pferde der Kronprinz, ein bereits beleibter Herr von vierzig Jahren, mit gefälligem Gesichtsausdruck, hinter ihm, in tiefem Schweigen verharrend, eine überaus bunte und sehr glänzende Schar, zwischen den Preußen eine beträchtliche Zahl russischer, englischer, holländischer, französischer, spanischer Herren. Die Sensation der Tage in Neiße war diesmal, daß sich unter den fremden Offizieren zwei Gegner aus dem amerikanischen

classtests.com

Unabhängigkeitskrieg befanden, Lord Cornwallis, der britische General, Sieger von Camden und Guilford, und der jugendliche, in seiner Heimat schon wie ein Gott gefeierte Lafayette. Bei der Tafel des vergangenen Abends, bei der einem übrigens nur vier Gänge serviert wurden, benetzt von einem ziemlich zweifelhaften Bergerac, hatten die beiden einander gegenübergesessen, eine Pikanterie, wie sie sich einzig und allein bei einer dieser erstaunlichen Revuen in Schlesien ereignen konnte; die Konversation hierüber war in den zerstreuten Stadtquartieren der übrigen Gäste bis spät in die Nacht nicht verstummt.

Jetzt aber sprach niemand. Man hatte kaum geschlafen, und zudem verbot der Augenblick jeden Lärm. Nichts wurde laut als hie und da ein einzelner, schallender Hufschlag aufs unregelmäßige Pflaster. Rotes Frühlicht kam über die Dächer, überzog den altertümlichen Platz, erweckte sanft den Glanz von kostbaren Waffen, Gold- und Silberschnüren und von allen höchsten Orden Europas.

An den Fenstern der niedrigen Häuser ringsum waren Menschen erschienen, in Schlafröcken, in Tüchern, in Nachtmützen, unbeweglich lehnten sie über ihre geschnörkelten Gitter und starrten auf die Arkaden vor der schmalen, hochgiebeligen Kämmerei und auf den rotgesattelten Schimmel, den ein Reitknecht am Zügel hielt.

Die Uhrglocke der Kreuzkirche tat langsam zwei dumpfe Schläge: halb fünf. Die Uhr der Jakobskirche folgte mit zwei hellen raschen starken Schlägen, der König trat aus einem der schweren Bogen hervor, nahm seinen Hut ab und setzte ihn schnell wieder auf.

Es ging wie ein feines Rauschen über den Platz vom feierlichen Gruß mit all den glänzend bordierten und gefiederten Kopfbedeckungen. Jedermann hielt die seine ausgestreckten Armes möglichst weit von sich, eine Wolke von Puder stäubte über der Versammlung.

Friedrich stand da unter dem Gewölbe, ein wenig zur Seite gekehrt, klein und ganz mager in seiner blauen Infanterieuniform mit roten Aufschlägen und rotem Kragen.

Er unterschied sich durch nichts von einem Subalternoffizier als durch den eingestickten Stern vom Schwarzen Adler und die von der rechten Schulter herabhängende, etwas reichere Fangschnur aus Silbersträhnen, die heute ausnahmsweise einmal neu war und im Sonnenlicht nun ebenfalls erglänzte.

Er verweilte einige Augenblicke und sah sich um, mit sehr unzufriedenem und galligem Ausdruck. Seine Stimmung bei der gesamten diesjährigen Revue war fürchterlich. Er sprach mit gar niemand, zeigte sich kalt bis zur Unhöflichkeit, hatte am gestrigen Abend bei Tafel selbst Lafayette nicht beachtet und war nach einer unbehaglichen Stunde verschwunden.

»Keine Stafette gekommen?« fragte er in die Stille hinein mit seiner hohen, einnehmenden Stimme, die so häufig zu schneidenden Worten in Kontrast war. Ein Adjutant trat hastig heran und erstattete Meldung. Es war keine neue Stafette gekommen.

In der Suite sah man sich vorsichtig und bedeutungsvoll an. Während der ganzen Manöverreise nach Schlesien, die nun eine Woche schon dauerte, waren tagtäglich diese geheimnisvollen Botschaften angelangt, vom König stets mit äußerster Ungeduld erwartet und erbrochen. Man sah die fliegende Röte in seine gelben Wangen steigen; seine Hände zitterten beim Entfalten, und sein Mienenspiel zeigte Angst und Aufregung. Wo immer es sein mochte, auf dem Ritt, bei der Inspektion, bei Audienz, bei Tafel, verlangte er sofort Papier und Stift, schrieb einige Zeilen nieder, verschloß selbst sorgsam die Antwort und beorderte den Feldjägeroffizier augenblicklich wieder nach Potsdam. Der bedauernswerte Herr nahm hastig und verstohlen eine Art Mahlzeit zu sich, bestieg einen frischen Gaul und jagte, durch schlesischen und brandenburgischen Lehm und Sand, auf immer gewechselten Pferden mit dem Zettel des Königs seine Straßen zurück.

Was ging vor? Nichts war undenkbar. Der alte dürftige Mensch da unter der Wölbung war der Blickpunkt des Erdteils, wie er jetzt der Blickpunkt einer internationalen Generalität war. Er bedeutete eine Macht, jedem Souverän als Bundesgenosse den mächtigsten Zuwachs, aber als undurchschaubar, als rätselvoll, als unheimlich war er dennoch gescheut und gemieden, und Preußen stand ziemlich einsam in der Welt, wieder einmal. Was war im Werke? Neuer Krieg, da doch seit dem Erbfolgestreit die europäische Erde befriedet schien? Lockerte sich vollends Preußens Verhältnis zu Rußland, war die Union zwischen Petersburg und Wien zur gewaltigen Tatsache geworden? Stand vielleicht Preußens so lange gewünschte Allianz mit Frankreich vor ihrem Abschluß? Ging es um Friedrichs weitschauende Pläne eines deutschen Fürstenbundes? Oder setzte der Kaiser Joseph doch noch seine Absichten durch und gab die Niederlande hin, um dafür Bayern seinen Erblanden anzugliedern? Der verschlossen blickende Alte im blauen Infanterierock hielt jetzt vielleicht Europas Schicksal in seinen gichtigen Händen. Seine Armee, von ihm zu einem Werkzeug furchtbarer Schlagkraft herangebildet, war fähig, in jedem Konflikt des Erdteils die Entscheidung zu bringen. Und sein Feldherrenruhm, geschmiedet und gehärtet in heute schon mythischen Schlachten, würde vor dieser Armee hersausen als eine mähende Sichel.

Was ging vor? Was bedeuteten diese Eilenden, die zwischen Potsdam und Schlesien einherzuckten, und deren

classtests.com

Nachrichten ihn, den Gelassensten, aufregten bis zur Sichtbarkeit? Dergleichen war niemals wahrgenommen worden. In ihren Quartieren, an den wackeligen Tischen dieser Pfarrer und Magistratsräte und Krämer, saßen am Abend der Revuetage die fremden Herren und berichteten in kurialem Französisch an ihre Marschälle daheim, an ihre Staatskanzler, an ihre Souveräne, und es gab kaum eine Residenz in Europa, der nicht von Glogau her, von Liegnitz, von Jauer, von Neiße eine geheim zitternde Bewegung mitgeteilt worden wäre.

Er trat herzu an seinen alten Schimmel. Da der Reitknecht nicht flink genug schien, sprang Lord Cornwallis in seiner roten Generalsuniform vom Pferde und bot dem König die Hand hin zum Aufsteigen. Ohne hinzusehen, trat Friedrich auf diese Hand im weißen Handschuh, für einen Moment hatte der Engländer die vertragenen, ehemals schwarzen, nun ins Rote schillernden Reitstiefel vor den Augen, eine Last spürte er kaum, so hager und leicht war der Alte.

Wie er saß, da erst bedeckte sich die Suite. Er setzte seinen Schimmel in Bewegung, die Herren folgten paarweise, und langsam, unter Pferdeschnauben und Hufgeklapper, lenkte der Zug eine Gasse hinunter zum Fluß.

## 2

Jenseits sah man die halb erstellte Friedrichsstadt liegen, die Gründung des Königs. Doch die Neiße wurde nicht überquert, sondern auf dem diesseitigen, dem rechten Ufer ging es abwärts, immer in Sicht des Wassers, durch eine freundliche Landschaft. Kaum auf der freien Straße, hatte der König sein Pferd in Galopp gesetzt. Er liebte diese weichere Gangart, die seinem alten Körper weniger wehe tat.

Da ritt er, und alle Augen hafteten auf dem abgeschabten, groben Tuch seines Rückens, darüber ein dünner Zopf tanzte. Friedrich bot als Reiter keinen eleganten Anblick. Inkorrekt saß er im Sattel, gekrümmt, mit baumelnden Beinen, und ließ sich werfen. Es lag geradezu eine Art von Mißachtung darin, wie er unter den Blicken einer so erlauchten und so glänzenden Schar, unter den Blicken einer europäischen Elite, einherschaukelte. So schlecht, dachte mancher von den preußischen Herren, hätte er nicht zu reiten brauchen. Vielen war er ja noch aus seinen früheren Jahren im Gedächtnis, da hatte er vielleicht nicht schulgemäß, aber höchst ansehnlich zu Pferde gesessen und hatte auch Freude am schönen Material gehabt. In England, in Spanien, selbst in der Berberei wurden prächtige Pferde für ihn angekauft, und die Namen seiner Lieblinge waren populär in der Armee und im Volke, Namen, die klangen wie ein Fanfarensignal und an feurige Taten zu gemahnen schienen: der Tiger, der Springer, der Cerberus, der Brillant, der Sternrapp', der Zornige. Aber die waren alle schon lange tot, und später zog er es sonderbarerweise vor, seinen Gäulen die Namen von Staatsmännern beizulegen: Pitt hieß einer, Kaunitz einer, zwei andere Choiseul und Brühl. Und jetzt wurde seit Jahren schon dieser lange Schimmel mitgeführt, der scheinbar überhaupt keinen Namen hatte, der sanft daherwackelte auf seinen alten Beinen, und den er nur ganz gelinde antrieb mit einem Zungenschnalzen oder mit dem Zügel oder, wenn's hoch kam, mit einem kleinen Stockschlag zwischen die Ohren. Sporen freilich hatte der König niemals getragen, und als eines Tages ein Kammerherr sich deshalb verwunderte, hatte er diesem freigestellt, sich den Bauch zu entblößen und mit einer spitzen Gabel hineinstechen zu lassen: das werde ihn vorzüglich informieren.

Besonders seltsam mußte die fremden Herren seine Nachlässigkeit anmuten, wenn sie den Anlaß des heutigen Rittes bedachten.

Am Tage zuvor hatte ein sogenanntes Großes Manöver stattgefunden. Fünfzehn Bataillone Infanterie und dreißig Kavallerieschwadronen hatten sich im Scheingefecht gezeigt, und diese gemeinsame Übung hatte programmgemäß den Aufenthalt in Neiße abschließen sollen. Für den heutigen Tag war eigentlich die Abreise nach Breslau vorgesehen, dort warteten wie alljährlich zur selben Zeit die geschmückten Straßen, warteten die Behörden der Provinz, die Kammern, die Bürger, waren Memoranden und Bittschriften schon ins reine geschrieben, war der Remter des Rathauses gefegt und gerichtet für den Repräsentationsakt, der dem König eine Last und ein Ärger war und dem er sich gleichwohl noch in keinem Jahr entzogen hatte.

Das Manöver gestern hatte acht Stunden gedauert. Um so kürzer war die Kritik des Königs. Die Offiziere der Infanterie und der schweren Reiterei wurden mit ein paar kalten und gemessenen Worten abgefertigt. Dann aber wandte er sich an den Kommandeur und an die Eskadronchefs der Husaren und äußerte mit schallender Stimme dies: »Messieurs vom Grünen Regiment Husaren, so etwas ist mir noch niemals vorgekommen. Das muß ich mir noch einmal ansehen. Wenn ich Schuster und Schneider zu Husarenoffizieren machte, so könnte das Regiment nicht schlechter sein. Es ist ja gänzlich verloddert, keine Akkuratesse, keine Solidität, keine Ordnung. Die Kerls reiten ja alle wie die Affen. Auf morgen!«

Der junge Marquis de Lafayette, der am Vortag diese bündige Rede mit angehört hatte, ritt jetzt vorn im Zuge, nicht weit vom König. Er blickte auf den verwahrlosten alten Mann, der sich da im Sattel herumwerfen ließ, auf die umgehakten Schöße des Uniformrocks, die nicht mehr rot, sondern weißlich verschossen waren, auf die ehedem silberne Feldbinde, schief und zerfranst um die asketischen Hüften geschlungen, und mancherlei Betrachtungen

classtests.com

gingen durch sein feuriges Haupt. Ob Friedrich zu den Offizieren eines Kürassierregiments wohl auch von Schustern und Schneidern geredet hätte? Schwerlich, denn die waren fast sämtlich aus dem preußischen Adel genommen, und dieser so aufgeklärte, so skeptische, so spöttische Monarch war keineswegs skeptisch und aufgeklärt genug, um Adel und Bürger gleichzustellen. Er half dem Bürger, aber er mißachtete ihn. Das Offizierskorps der Husarenregimenter jedoch war bürgerlich.

Frei und weit wie ein König, Mann des Gedankens, unbestechliches Auge, dachte Lafayette – aber ein Sohn deines Vaters dennoch, ein Sohn deiner Ahnen, ein Sohn deiner Kaste, ein Sohn deines Jahrhunderts! Auch du, dem keiner heute zu vergleichen ist, auch du hast deine Grenzen, und ein Geringerer vermag sie zu erkennen, auch ich. Meine Jugend macht, daß ich sie zu erkennen vermag, die vierzig Jahre, die mich das Schicksal hat später geboren sein lassen. Wie seltsam aber, daß Lücken und Grenzen, an einem Großen erschaut, seine Größe nicht mindern – ja sie sind gerade das, was ihn uns lieben macht! Der Bewunderung und Ehrfurcht wird so ein kleines Element der Rührung beigemischt, und diese Mischung erst ergibt Liebe. Ganz herrlich kommt es mir vor, daß dieser freieste König ein Adelsvorurteil hegt, und auch daß er von seinen flinken Husaren sagt, sie ritten wie die Affen, während er selbst so kompromittierend auf seinem Schimmel sitzt. Er ist mehr als ein großer König, er ist ein König, über den man nachdenken muß. Man kann die Freiheit im Herzen tragen wie ich und doch zugleich diesen Despoten – denn so etwas wie ein Despot ist er ja. Und herrlich, auf alle Fälle herrlich ist es, daß ich hier hinter ihm herreiten und auf seinen krummen alten Rücken schauen kann und ungestört dies alles über ihn denken und daß ich siebenundzwanzig Jahre alt bin und in der Welt schon das Meine getan habe und daß ich vielleicht noch auf manchen Straßen reiten werde, in Europa und überm Meer, wenn dieser Held schon lange in seinem Sarkophage liegt.

Man war, in scharfem Tempo, eine kleine Stunde geritten. Nun verließ der König den Fluß und bog ab. Gewölk war aufgestiegen, und die Sonne stach bereits. Nach einer Wendung des Weges übersah man plötzlich den weiten Truppenübungsplatz. Im grellen Licht präsentierte sich, parademäßig aufgestellt, das Grüne Regiment.

## 3

Die stattliche Macht erschien als ein Häuflein, so gewaltig dehnte sich um sie und hinter ihr die braungraue, zerstampfte Blache.

Beim Näherreiten erst wurde der Anblick schön. In zehn Eskadrons, scharf und deutlich voneinander abgegrenzt, hielten die vierzehnhundert Husaren mit langer Front, gleichmäßig beritten auf kleinen, weißen, ungarischen Pferden. Offenbar war äußerste Sauberkeit und Akkuratesse befohlen und gewiß die halbe Nacht geputzt worden. Die breiten, krummen Säbelscheiden strahlten, die überreiche Ornamentik der Säbeltaschen, das Schnürwerk der engen Schoitaschhosen, der Schaft jedes Stiefels, der Bügel, der Sporn. Von jeder linken Schulter hing im selben Winkel der kurze, braune Pelz, über jeden grünen Dolman mit seinen hellen Schnüren und Knebeln zog sich in genau beobachteter Schrägung der breite, kalkweiße Gurt. Auffällig war die Art der Kopfbedeckung. Bei diesem Regiment nämlich war noch die Flügelkappe beibehalten, der hohe, schirmlose, ungarische Zylinder aus schwarzem Filz mit seiner Banderole. Diese Banderolen, Tuchstreifen in der Farbe des Dolmans, gemeinhin fest um den Hut gewickelt, waren zur heutigen Gelegenheit losgebunden. Gerade als der König mit seiner Schar in Sicht kam, setzte stoßweise ein heftiger, Unwetter verkündender Wind ein, wie zur Begrüßung flatterten die grünen Streifen um all die unbeweglichen Husarenhäupter, sehr breit und so lang, daß sie sich mit den auffliegenden Mähnen der Pferde berührten und mischten. Die vor ihren Eskadrons haltenden Offiziere, bei denen sich die weiße Ornamentik der Mannschaftsmontur in Silber wiederholt fand, salutierten mit gezogenem Säbel, die Stabstrompeter bliesen ein strenges, zweitoniges Signal, und der Kommandeur des Regiments sprengte auf den König zu, um vorschriftsmäßig seine Meldung zu tun.

»Weiß schon«, sagte Friedrich, »laß Er anfangen!«

Aber bevor der geängstigte Herr auch nur sein erstes Kommando geben konnte, hörte er wieder die Stimme des Königs.

»Aufwickeln!« rief Friedrich und zeigte nach seinem eigenen Kopf. Der Oberst verstand nicht sogleich.

»Aufwickeln das Zeug da, das so flattert! Wir sind nicht auf einem bal masqué, Herr.«

Der Oberst wandte sein Pferd zur Front und gab mit Anstrengung das Kommando durch den sausenden Wind. Gleichzeitig nahm er selbst die Flügelkappe herunter, alle Offiziere vor den Eskadrons taten wie er, alle Unteroffiziere und Mannschaften. Minutenlang saß das ganze Regiment mit entblößten Köpfen im Sattel. Es sah aus wie ein Stoßgebet vor hartem Kampf.

Und es begann jener Tag des Regiments, an den seine tapfersten alten Majors, seine erprobtesten Wachtmeister mit ganz anderem Herzklopfen zurückdachten als an alle feindlichen Kroaten und Kosaken.

classtests.com

Der Oberst wollte mit Gefechtsübungen beginnen.

»Laß Er reiten«, sagte der König. »Reiten will ich sehen.«

Der Wind war zum Sturm geworden. Mit Wolfsstimme heulte er von einem schwarzen Horizont zum andern über das ganze Exerzierfeld hin. Dreißig Schritt hinter dem König befand sich die Suite. Der Sturmwind hielt sie in leichter Bewegung und leisem Geräusch. Die Pferde tänzelten erregt, und ihre wohlgekämmten Mähnen flatterten. Es flatterten auch die kostbaren Federn der Hüte, das lang hängende Gesträhn der Achselstücke, es scharrten und klirrten sacht die Halsorden gegen das Tuch, und die breite Seide der Großkordons knisterte an Hüfte und Brust.

Abteilungsweise wurde geritten: Schritt, kurzer Trab, Galopp. Als auch langer Trab gezeigt werden sollte, verbot es der König. »Langen Trab will ich nicht sehen. Ebensogut könnt ihr mir ein Menuett vortanzen.« Er ritt dicht herzu, hielt sich neben den exerzierenden Gliedern, beobachtete scharf und böse jede Bewegung.

Mit einem Male brach prasselnd der Regen herunter. Er befahl, zu halten und in allen Eskadrons die Mäntel umzunehmen. Man bot ihm eilig den seinen, ein mit Wolfspelz gefüttertes, großes Stück Tuch von formlosem Schnitt. Er machte eine ablehnende Geste und blieb im stürzenden Wasser störrisch auf seinem Pferde sitzen, so wie er war, nichts auf dem Leibe als sein Hemd, die gelbe Weste und darüber die dünngeschabte, alte Uniform.

Er wandte sich um nach der Suite. Man folgte dort seinem Beispiel. Die preußischen Herren konnten wohl nicht anders, die Fremden, aus Courtoisie oder Prahlerei, taten es den Preußen gleich, obwohl ihnen elend zu Mut sein mochte in ihren Galakleidern aus Seide und feinem Tuch.

Der einzige Lafayette machte eine Ausnahme. Beim Fall der ersten dicken Tropfen hatte er hinter sich gegriffen und seinen Mantel losgeschnallt, ein solides, dickes und vielfaches Kleidungsstück, mit dem er schon durch amerikanische Steppengüsse geritten, und war nun dabei, dessen ungeheuern Halskragen in die Höhe zu stellen und vorn zu verriegeln. Offenbar hatte er keine Lust, sich einem Regen gegenüber heroisch zu zeigen und einer Marotte zuliebe im Alter von siebenundzwanzig Jahren seinen Lauf mit einer Lungenentzündung zu beschließen.

Was nun geschah, war auffallend. Friedrich lächelte nämlich beifällig, ritt, als ob er ihn jetzt erst entdeckte, zu Lafayette heran, nahm wie bei schönem Wetter seinen Hut ab und sagte mit einem entzückend höflichen Stimmklang: »Mein Herr von Lafayette, ich habe die Ehre, Sie zu begrüßen. Ich freue mich, daß Sie gekommen sind, mir bei meiner Arbeit zuzusehen.«

Dann wandte er sich zu den übrigen und sagte in kürzerem Ton, doch weiter auf französisch: »Meine Herren, hüllen Sie sich doch ein! Es regnet.«

Der Rat wurde befolgt, ein wenig spät leider schon, und der eigensinnige alte Mann begab sich ohne Hülle wieder nach vorn, um die Husaren reiten zu lassen.

Dergleichen war nicht erschaut worden. Nicht genug, daß der König an jeder einzelnen Eskadron, ja an jedem Beritt seine Kritik geübt hatte: jetzt ging er dazu über, die einzelnen Husaren zu exerzieren. Einer nach dem andern wurde hervorgerufen und, den Oberst zur Seite, dem stromweise mit dem Regenwasser der Schweiß vom Gesicht floß, ließ der König seinen Mann reiten: Schritt, kurzen Trab, Karriere, ließ ihn im schärfsten Tempo halten und wenden und wiederholte Kommando auf Kommando.

Die Mehrheit des Gefolges hatte sich endlich entschlossen, den Schutz einer Hütte aufzusuchen, die in mäßiger Entfernung sichtbar war, eines einfachen Daches eigentlich nur, das auf fünf Pfählen ruhte. Dort war man abgesessen und stand nun eng beieinander, je nach Anlage amüsiert, höhnisch, nachdenklich oder außer sich. Nur einige preußische Herren waren vor dem Regiment geblieben, und mit ihnen der so besonders wohlverpackte Lafayette.

Er verwandte kein Auge von der unglaubhaften blauen Gestalt dort auf dem geduldigen Schimmel, die im stürzenden Wasser kleiner und kleiner wurde und gewissermaßen hinzuschmelzen schien. Was beabsichtigte dieser König? Tat er nicht, als wolle er aushalten in diesem scheußlichen Wetter, bis er das ganze Regiment, nein, seine ganze Armee, durchexerziert hätte, Mann für Mann. Beim Himmel, was wir hier sehen, dachte der Franzose, das wird nicht mehr gesehen werden bis an das Ende der Tage. Ihm fielen die Geschichten über Friedrich ein, die legendenhaft die Runde um den Erdball machten: wie er am Spätnachmittag verlorener Schlachten hartnäckig und langsam immer dorthin geritten war, wo noch verspätete Kugeln streiften. Dieser Regen heute, wollte es Lafayette scheinen, war für den Ungeschützten bedrohlicher als russische und kroatische Kugeln. Es war dem jungen General zumute, als sei ihm Größe und ihr schmerzhaftes Geheimnis niemals so nahe gewesen wie in diesem durchweichten kleinen Greis, und sein entflammbares Herz schlug ihm unter dem vollgesogenen Mantel enthusiastisch gegen die Brust.

Das erste Ungestüm des Wetters hatte vertobt, aber nun floß endlos und endlos ein ruhiger, starker Regen herab.

Der König ließ reiten. Einen nach dem andern nahm er sich diese schlesischen und märkischen und pommerschen Bauernsöhne vor, auch Ungarn, Böhmen, Polen, denn Mannschaften aus aller Herren Länder steckten ja in den Regimentern beisammen.

classtests.com

»Du läßt im Schritt die Zügel viel zu lang«, sagte er zu einem rothaarigen Burschen mit auffallend weiten Nasenlöchern, den er seit zehn Minuten in der Arbeit hatte, und der vor Angst und Regenrauschen gewiß gar nichts hörte, »du legst die Zügel auf den Hals, du rekelst dich im Sattel herum wie ein Schwein und rutschst von einer Seite zur andern. Da gebraucht ja das Pferd sein Hinterteil nicht«, wandte er sich zu den Offizieren, »und wird vorne heruntergeritten!«

Bei einem andern wieder, der ihm scharfes Tempo hatte vorreiten müssen, schrie er: »Du Himmelhund, du kannst ja gar nichts! Du reißt mit dem Zügel, du stößt mit den Sporen, du machst deinen Gaul ganz verzweifelt. Spießruten müßtest du laufen, in krummes Eisen gehörst du!« Und wieder zu den Offizieren: »Wie soll denn der Kerl mit den Waffen hantieren, wenn er sein Pferd nicht in der Gewalt hat? Will er einen einzelnen Feind angreifen, so bringt er das Pferd falsch heran, er dreht sich, er gibt seine linke Seite preis und wird heruntergehauen – heruntergehauen wirst du, du Esel, und dir geschieht es recht –, aber ich will euch aufs Dach sitzen«, und dies galt allen gleichmäßig, der Mannschaft wie der Führung, »es soll anders werden! Solche Kavallerie kann ich vor dem Feind nicht gebrauchen, mit solchen Husaren kann kein König einen Krieg führen.«

In aller Herzen war die Verzweiflung längst der tiefsten Resignation gewichen. Es sollte nun nicht anders sein: man war verurteilt, in alle Ewigkeit hier bei strömender Nässe auf den Gäulen zu sitzen und sich von diesem unerbittlichen Greis plagen und beschimpfen zu lassen. Seit wieviel Stunden duldete man denn schon? Vier oder fünf waren es gewiß. Und hätte man wenigstens, sich zu Halt und Trost, einen richtigen Haß fassen können! Aber auch dies war einem versagt. Wie sollte man den richtig hassen, der sich selbst am unbarmherzigsten allen Unbilden darbot; oh, er wußte wohl, was er tat! Eine abergläubische Gewißheit haftete in den Herzen der gequälten Offiziere, daß seine grausame Hartnäckigkeit ihren Sinn haben müsse, daß er gerade mit ihrem Regiment, mit diesen Grünen Husaren etwas Besonderes im Schilde führte. Nicht einem wäre es weiter wunderbar erschienen, hätte sich der alte Mensch auf seinem Schimmel am selben Abend an die Spitze des Regiments gesetzt, um mit ihm ganz allein nach Osten zu reiten, die Türkei oder Persien zu erobern. Zwar war ja Friede auf aller Erde, wer aber konnte wissen, welche Pläne in seinem gelben Kopf lebendig waren. Diese Eilenden, die alle paar Stunden kamen und gingen – was war es mit ihnen?

Quer über das Exerzierfeld kam eben einer gejagt, geradeswegs auf den König zu. Im gleichen Augenblick hörte mit einem Schlag der Regen auf, ein Strahl der Mittagssonne zückte hernieder, das Wasser auf Mänteln, Hüten, Zaumzeug und Waffen erglänzte, die zahllosen Pfützen und Tümpel des zerstampften Feldes strahlten auf wie Silber, mit einem hellen, erlösten Jubelschrei strichen ein paar Vögel hoch über den Häuptern dahin.

Der Reiter kam näher, schon sah man an seiner linken Seite die flache Tasche der Feldjägeroffiziere. Friedrich war aufmerksam geworden, er ritt ein paar Schritte weit dem Kurier entgegen und machte ungefähr dort halt, wo in seinem Kragenmantel noch immer Lafayette hielt. Dem Marquis ging ein Stich des Mitleids durch die Brust, gekreuzt von einem Strahl fast religiöser Ehrfurcht. Wie der König nun in praller Sonne auf seinem nässeblanken Pferde saß, sah man erst, wie er sich hatte mitspielen lassen. Als ein triefender Lappen klebte die blaue Uniform an dem gekrümmten Leibe, aus dem formlos zerweichten Hut floß stromweise das Wasser über ein krankes, elendes Gesicht. Aber seine rechte Hand öffnete und schloß sich zuckend wie in äußerster Ungeduld. Der Marquis blickte nach der Schutzhütte. Die noch dort waren, traten eben unter dem Dach hervor und schauten herüber, aufs äußerste interessiert; Lafayette gewahrte unter den vordersten den roten Generalsrock seines Gegners, des Lord Cornwallis. Er für seine Person wollte sich nun auch entfernen, dies schien ihm schicklich. Aber der König bemerkte es, lüftete seinen Hut und sagte mit leiser Stimme: »Restez toujours!«

Der Jägeroffizier war heran, parierte seinen Fuchs, wollte abspringen und salutieren. Der König unterbrach den Gruß, streckte heischend die Hand aus und erbrach mit Gier die Depesche ...

Lafayette und ein anderer Herr sprangen vom Pferd und eilten auf ihn zu. Friedrich hatte so heftig im Sattel geschwankt, daß es aussah, als müsse er stürzen. Er hielt sich aber, tat einen tiefen, pfeifenden Atemzug und hatte noch die Kraft, sich mit dem Schimmel ein wenig abzukehren. Lafayette sah im Profil, daß der Mund nach Luft suchend offenstand, daß das Auge sich vorwölbte, als wollte es zerspringen. Und nun schloß sich das Lid, und eine schwere Träne quoll hervor. Es war dem jungen General, als stehe er unziemlicherweise so nahe. Er trat mehrere Schritte zurück.

Völlige Stille herrschte. Der Kurier saß wartend, unbeweglich hielt in Entfernung die Husarenfront, dort hinten vor der Hütte spähte man lautlos.

Endlich, nach mehreren Minuten, stieg der König vom Pferd. Er tat es, ohne auf schöne Linie bedacht zu sein, ließ sich einfach an der nassen Flanke herunterrutschen.

»Hat Er crayon?« fragte er den Feldjäger mit dumpfer und verschleierter Stimme. Der erschöpfte Herr verstand ihn nicht recht oder konnte nicht dienen. So nahm der König von Lafayette das Notwendige, lehnte dessen Portefeuille gegen den roten Sattel seines Schimmels, zog den Handschuh ab und schrieb. Seine magere Hand bewegte sich unsicher: Lafayette gewahrte an ihr einen Ring mit einem sehr großen, grünen Halbedelstein, kunstlos gefaßt und gar

classtests.com

nicht kostbar, und er verwunderte sich darüber.

Es war aber ein schlesischer Chrysopras, ständiges Merkzeichen der eroberten Provinz. Nun sah er den König die Lippen bewegen, und er hörte ein Wort, einen Namen.

»Alkmene«, sagte Friedrich vor sich hin. »Alkmene, Alkmene«, im Ton der bittersten Klage. Der Marquis schlug die Augen nieder. Er hatte dies nicht gehört. Es war nicht zu verstehen, es war nicht zu deuten. Er verbot sich, darüber nachzudenken. Er würde nie davon sprechen. Es war schon vergessen.

Da hörte er sich angerufen und war sogleich gegenwärtig.

»Sir, es befinden sich Siegelmarken in dem äußersten Fach«, gab er zur Antwort. Der König fand das Bezeichnete, er faltete einen Zettel und verschloß ihn. Sein Blick fiel auf die Oblate: sie zeigte nicht das Wappen des Marquis, sondern eine symbolische Figur, eine Libertas mit flatterndem Haar in einer Gloriole. Da schaute Friedrich den jugendlichen Helden an, und aus seinem nassen, kranken und traurigen Gesicht trat ein Lächeln, wissend und schwermütig, das nach einem ganz kurzen Augenblick wieder verschwand.

»Zurück nach Potsdam«, sagte er zu dem Feldjäger. »Beeil Er sich. Ich folg' Ihm auf dem Fuße.« Der Feldjäger stürmte davon.

Friedrich winkte einem der Adjutanten. »Ich breche die Reise ab. Laß Er in Neiße alles bereitsetzen. Und zunächst will ich die Offiziere zur Kritik.«

Sie näherten sich eilig in Gruppen: der Oberst, die Majors, die Rittmeister, die Lieutenants, die Cornetts, fünfzig oder sechzig Herren an der Zahl. Sie sahen übel zugerichtet aus, und noch übler war ihnen zumut. Wieder wollte Lafayette sich zurückziehen.

»Restez toujours, monsieur!« sagte der König.

Wie er nun mit der Kritik begann, suchte er seiner Stimme Halt und Klang zu geben, aber es gelang ihm stets nur für einen Satz oder zwei. Sogleich ward sie wieder schwächer und versank beinahe in ein Murmeln. Dabei triefte er noch immer vor Nässe, ein Zittern vermochte er nicht zu verbergen, und sein Gesicht schien völlig das eines Sterbenden. Einige Male ging offenbar eine starke Bewegung durch sein Gemüt, dann stockte er ganz, war wie abwesend und konnte erst nach einem Ruck, einer sichtbaren Anstrengung, fortfahren.

»Messieurs«, fing er an, »ich war auch heute wieder ganz unzufrieden mit dem Regiment. Ich habe es euch gezeigt. Ich will jetzt nicht mehr schelten. Ihr wißt, daß das alles ganz anders werden muß. Ich will euch noch einmal im guten ins Gewissen reden, denn ihr wollt doch nicht eure Schande erleben und kassiert sein!

Hört gut zu, ich werde euch sagen, worüber ihr noch nicht nachgedacht habt. Es ist nicht so, daß der Kürassier ein Reiter ist und der Husar auch einer und sind eigentlich nur durch den Rock voneinander unterschieden. Das glaubt ihr, und danach tut ihr, aber so ist es nicht. Die Kürassiere, seht ihr, und die andern schweren Reiter, die müssen ungestüm sein und wuchtig. Die stammen von den alten geharnischten Rittern her und sind aus Europa. Aber die leichte Reiterei, ihr Husaren, ihr seid aus Asien. Mit den Hunnen und Sarmaten seid ihr in diesen Erdteil gekommen. Die Hunnen und Sarmaten sind mit ihren ganzen Völkern dahergezogen, und ihre Reiter auf den hurtigen, kleinen Pferden haben das Volk umkreist und umschwärmt und haben einen lebendigen Vorhang darum gezogen. Von denen stammt ihr ab. So muß es auch heute noch sein. Ihr Husaren müßt einen lebendigen Vorhang ziehen, hinter dem die Armee ganz ruhig schläft und ißt. Ihr könnt also gar nicht leicht und beweglich genug sein.

Aber damit ein Reiter leicht und beweglich sei, dazu muß er reiten können. Die Husaren im Regiment können aber nicht reiten, und in der ersten und neunten Eskadron können es auch die Offiziere nicht. Man hat mir da einen langen Trab vorgeritten, der lange Trab geht euch aber gar nichts an. Die Gangart für den Husaren ist der kurze Trab und, wo es not tut, der Galopp. Aus der vollen Karriere muß der Husar auf dem Fleck halten können und eine befohlene Evolution im gleichen Augenblick machen. Die Pferde müssen ganz lose im Maul und empfindlich für den Schenkel geritten werden, damit sie lange aushalten und rennen können.«

Hier sah der König eine längere Zeit vor sich nieder, als habe er ganz vergessen, weiterzureden, dann raffte er sich zusammen und setzte mühsam wieder ein.

»Daß ich so etwas den Herren sagen muß, ist eine wahre Schande, aber ich sehe, daß es nötig ist. Bei euch sollte eigentlich jeder einzelne Genie haben. Ihr müßt klug und kaltblütig genug sein, um stundenlang den Gegner nur zu necken, aber im günstigen Moment müßt ihr zufahren und überall sein und nirgends. Das kann man aber nur, wenn man sein Metier beherrscht. Ihr seht also, welchen honorablen Dienst ihr habt. Macht euch dessen würdig, appliziert euch besser, damit ihr allemal euer devoir und noch mehr tun könnt!«

Die Herren vom Grünen Regiment sahen sich verstohlen an, wie erlöst. Er sprach ja mit Milde, er sprach ja ganz menschlich.

classtests.com

Noch einmal befestigte er die Stimme:

»Euer Dienst ist so, daß ich von einem Husarenlieutenant mehr verlangen muß als von einem Major in der Infanterie. Eure Responsabilität ist viel größer, eure Selbständigkeit auch. Jeder von euch ist beinahe so viel wie auf einem Kriegsschiff der Kapitän. In jedem Augenblick kann alles auf ihn ankommen. Ein Major von der Infanterie braucht nicht so zu sein, wenn der nur ein braver Kerl ist und fest steht und dreist vorwärts, wenn's ihm befohlen wird, so ist er schon zu brauchen. Aber ihr ...«

Sie wären alle bereit gewesen, ihm die Hand zu küssen. Wie er sie nahm! Alles machte er wieder gut. Aber was war es mit ihm: er stammelte, er schwieg, er wankte und taumelte mit offenem Mund und weichenden Augen. Ein Lieutenant und Lafayette fingen ihn auf.

Wieder hörte der junge General jenen weiblichen, jenen antiken Namen, geflüstert, entstellt, halbiert, wiederholt. Er blickte sich vorsichtig um, als habe er für den König ein Geheimnis zu hüten.

**4**

Der Besuch in Breslau wurde abgesagt, die augenblickliche Rückfahrt geregelt. Über alle Straßen der Provinz jagten schon die Boten.

Die Ohnmacht des Königs war ganz kurz gewesen. Noch in den Armen der beiden Offiziere war er zu sich gekommen und hatte forschend um sich geschaut, ob seine Schwäche nicht völlig zu vertuschen und zu leugnen sei. Man tat auch allgemein, als sei nichts gewesen. Aber er war krank, das konnte jeder sehen, die Augen glänzten hart wie im Fieber, der Gang hatte gar keine Sicherheit, und in unkontrollierten Augenblicken klapperten ihm die Zähne.

Über siebzigjährig, verbraucht und geschwächt von Mühsal und Körperleiden und ohne Schutz sechs Stunden im Unwetter, es war nicht viel weniger als Selbstmord.

Dennoch bestand er darauf, den Weg nach Neiße wieder zu Pferd zurückzulegen, um ein Uhr mittags mußte er vor der Kämmerei von dem Schimmel heruntergehoben werden. In Hörweite der Suite und der angesammelten Bürgerschaft befahl er hier auf zwei Uhr den Reisewagen, und damit niemand auf persönliche Deutungen komme, befahl er, unter den Arkaden stehend, noch möglichst laut, ihm die große Kassette mit den Staatsverträgen zu bringen, die ihn auf jeder Reise begleitete. Er stieg in sein Quartier hinauf.

Ungeheure Sensation und Verwirrung. Auf allen Seiten des Rings stand man in Gruppen beisammen und kombinierte mit Flüstern – nur auf der Südseite nicht, so als könnte man hinter den verhängten Fenstern der Kämmerei dort gehört werden. Das Außerordentliche kreiste zu aller Häupten, doch sein Gesicht war verhüllt.

Friedrich droben hatte aus den Händen des Sekretärs die Kassette in Empfang genommen und dann die Türen verschlossen. Seine Arbeit konnte beginnen.

Seine Arbeit bestand darin, daß er sich, so wie er war, im Hut und der wasserschweren Uniform, in einen Sessel fallen ließ, die zitternden Hände untätig herabhängend, daß er in die Stube starrte wie in ein hoffnungsloses Nichts und ungezählte, wohl Dutzende von Malen, aus enger Brust mit fiebertrockenem Munde vor sich hin sagte: »Mon Dieu, ah mon Dieu, ah ciel, ciel, ah grand Dieu!«

Ganz blindlings bediente sich seine Verzweiflung, sein entsetzlicher Gram dieser artikulierten Schreie, die eigentlich doch keinen Sinn für ihn besaßen. Nicht umsonst hat man eine lange Reihe christlicher Autokraten zu Ahnherren, in Augenblicken heftigen Affekts zeigen sich davon die Spuren. Einmal rang er sogar die Hände, und wieder stürzten zwei Tränen in die Höhlung seiner gelben Wangen hinunter.

Dies war ihm zu viel. Er erhob sich und begann im Zimmer umherzuwandeln; schweren Trittes, mit dem Stock aufstoßend, kopfschüttelnd, mühsam atmend, wankte er in dem altertümlichen Räume hin und wider, der hinter den Vorhängen in Düsternis dalag, denn offenbar hatte sich draußen das Wetter schon wieder verschlechtert.

So verging die Stunde. Als der König zwei Uhr schlagen hörte, entriegelte er die Tür zum Vorsaal und rief hinaus, man solle ihm den Kutscher heraufschicken.

Der Kutscher Pfundt kam, ziemlich störrischen Gesichts. Seine Fahrkunst und seine Grobheit kannte man in ganz Preußen. Er hatte sich auch dem Könige gegenüber eine Poltersprache herausgebildet, von der er genau wußte, daß sie jenen amüsierte. Er war ein Mensch, und die Abkürzung der schlesischen Reise behagte ihm gar nicht. Jedes Nachtquartier weniger bedeutete für ihn einen Verlust von zehn Talern, dies war die Taxe, mit der er sich von den Quartierwirten auf dem Lande, die immer reichlich entschädigt wurden, für seine Wahl bestechen ließ.

»Wir fahren«, sagte Friedrich. »Am dritten Tag mußt du in Potsdam sein.«

classtests.com

»Ebensogut kann ich in fünf Minuten in Potsdam sein«, begann Pfundt, aber ein ganz kurzer Laut Friedrichs von einer gewissen Stimmfarbe belehrte ihn. »Euer Majestät, ich will's versuchen«, sagte er sehr devot.

»Versuchen? Du hältst am dritten Tag vor meiner Tür, oder du karrst am vierten Dreck und Steine im Oderbruch. Marche!«

Pfundt lief die Treppe hinunter, den Bortenhut noch in der Hand, mit höchst gesammeltem Ausdruck. Ein weniger freches Gesicht war für den Augenblick nicht zu denken. Aber im Flur des Erdgeschosses ermannte er sich, setzte den Hut auf, trat hervor und bestieg angesichts der Vorreiter und des menschenerfüllten Platzes mit Würde seinen Bock.

Der altmodische Reisewagen hielt unmittelbar vor den Arkaden. Es war eine langgestreckte Kutsche mit sehr viel Glas. Zwischen dem Vorderfenster und dem Bock befand sich ein auffallend großer Zwischenraum und ein kaum geringerer im Innern, zwischen Vorder- und Rücksitz. Dabei war der Wagen aber so schmal gebaut, daß hüben und drüben nur eine Person Platz hatte, und dies war übergenug, denn Friedrich reiste allein. Die Federung war unmodern und schlecht, der blaue Atlas der Sitzkissen verblichen und abgenützt, der Anblick des ganzen Kastens für den Beschauer sonderbar, birnenförmig nämlich, unten spitz zulaufend und oben ausgebaucht. Fürstlich reich konnte nur die Bespannung heißen, Friedrich reiste nicht anders als mit zehn Pferden. Diese zehn Pferde, paarweise gespannt, das Beste aus den Ställen von Neiße, bewegten sich sacht im Geschirr: die vier hintersten wurden vom Bock aus gelenkt, dann folgten zwei Paare, bei denen das linke Pferd je einen Bürgersohn im Sonntagsstaat trug, und auf den zwei vordersten Pferden saßen Vorreiter in der blaurotgoldenen Livree des Königs. Vor dem ganzen lang hingestreckten Gefährt bändigte ein Feldjäger seinen aufgeregten Braunen von guter Rasse.

Spannung und Gemurmel auf dem ganzen Ring. Vielen war ähnlich zumute, als sollten sie einem Aufbruch zum Kriegsschauplatz beiwohnen. Unwillkürlich erinnerten sich die fremden Offiziere, daß in diesem Schlesien ungefähr jedes Gehölz und jeder ummauerte Kirchhof ein Kampfort war, und das Ohr erwartete halb und halb die ferne Kanonade.

Die Abfahrt vollzog sich rasch und stumm. Plötzlich stand Friedrich unter den Bogen, jedermann sichtbar trug er selbst die Kassette mit den Staatsverträgen. Im gleichen Moment ließ der Feldjäger seinen Braunen los und jagte voraus, um beim Relais mit zehn Minuten Vorsprung zur Stelle zu sein.

Der König bestieg den Wagen und setzte sich kurz zurecht. Draußen hatte sich jedermann schweigend entblößt. Da nahm auch er seinen Hut ab, ohne durchs Fenster hinauszusehen, tat er dies. Er schien genau den Augenblick zu kennen, da er danken mußte, und blickte unverwandt durch seine lange Kutsche hin nach vorn. Die starre Erfüllung einer Höflichkeitspflicht hatte etwas erschreckend Unpersönliches, sie wirkte geradezu schauerlich. Am Abend noch bei ihrer Lampe unterhielten sich die Bürger von Neiße darüber und versuchten ihren Eindruck zu formulieren, aber sie brachten es nicht weit damit.

Der Bediente hatte den Schlag geschlossen und schwang sich auf seinen Achtersitz. Pfundt vorne spürte das Signal dieser Erschütterung, mit weise von ihm geregelten Rucken zogen die zehn Pferde an, in starkem und stärkerem Schritt bewegte sich der Zug über das spitzige Pflaster des Rings und bog ab.

Bis hinunter zum Fluß standen Leute. Sie alle sahen den König starr dasitzen, mit abgenommenem Hut. So fuhr er über die Brücke. Jenseits aber, bei den letzten Häusern der Friedrichsstadt, vollführte Pfundts rechte Hand eine einzige kleine Bewegung, wie durch Zauber griff die Bespannung aus, Kot und Wasser spritzte, und mit Schnauben und Rasseln und Schwanken, in einem wahren Tempo der Hölle, ging es die Reichsstraße hin nach Brandenburg.

In der zurückgelassenen Stadt herrschte nervöse Bewegung. Sie war nun, da jenes Zehngespann verschwunden, nichts mehr als ein öder Provinzschlupf, den man spätestens morgen zu verlassen trachtete. Letzte Briefe wurden mundiert, Pferde bestellt, Mantelsäcke gepackt. Aber im Gasthaus zur Goldenen Glocke an der Jacobigasse hielten schon eine Stunde nach Friedrichs Abfahrt zwei spanische Offiziere die Pharaobank: im Nebenzimmer des beglückten Glockenwirts drängten sich die Uniformen, und über das Wachstuch des Honoratiorentischs stürzten kleine Goldfluten von Imperialen, Guineen und Dukaten. Es war wie ein stillschweigendes Übereinkommen, sich ein wenig schadlos zu halten, jetzt nach der Abreise dieses beängstigenden Königs, der alle eleganten Vergnügungen verachtete, dem das Spiel eine verderbliche Albernheit war, die edle Jagd eine ekelerregende Barbarei und dessen Villa in Potsdam seit vierzig Jahren kein Weib betrat.

Es gab unter den fremden Herren mehrere, die am andern Tag nur mit finanziellen Schwierigkeiten ihre Heimreise antreten konnten.

Lafayette befand sich nicht mehr in der Stadt, gleich nach dem Könige hatte er sie verlassen. Und während Friedrich auf der Schweidnitzer Straße nach Westen dahinrasselte, ritt er die Reichsstraße gegen Aufgang, ohne Hast und allein, hinter ihm mit einem Handpferd sein Reitknecht, wie er ein Auvergnat.

Es wäre ihm nicht möglich gewesen, den Abend noch in einem lauten, internationalen Zirkel zu verbringen, in schlechtem Auslandsfranzösisch politische Vermutungen anzuhören und selbst befragt zu werden. Seinem Gemüt war

classtests.com

an diesem Tage eine mächtige und stille Bewegung mitgeteilt worden, es war schön, im einsamen Reiten sich über den König zu besinnen.

Die Brust des jungen Marquis de Lafayette war von Freiheitsmut, war von jünglingshaft hochherzigen, von französisch einfachen Empfindungen ganz erfüllt, und sein Hirn war genährt mit den Lehren der Pariser Sozialkritik. Ein neues Zeitalter tat sich auf, und er, tapfer, klar und menschheitsgläubig, schritt ihm als ein Erster entgegen. Drüben im jungfräulichen Lande überm Meer galt nur der Mensch, und nicht mehr lang würden im alten Europa die Könige gelten. Welch schöne Fügung aber, daß er deren größten noch so nahe einmal hatte sehen dürfen, ihn, der gewiß die Augen geschlossen haben würde, ehe für seinesgleichen die Stunde schlug. Für seinesgleichen? Die lebten nicht. Wahrhaftig, die alte Ära ging da in einer erstaunlichen Figur zu Ende! Es war dem General, als habe er an diesem Tage mehr und Tieferes über den König erfahren, als sonst die Zeitgenossen wußten. Und gerade daß seine Eindrücke ungewiß und vieldeutig waren, gab ihnen die phantastische Dimension von Gegenständen in der Dämmerung.

Er ritt gegen die Grenzen der Provinz in der Richtung nach Polen. Es verlangte ihn, dies Reich zu sehen, das vom Eigennutz der großen Mächte, ein Jahrzehnt war es her, zerschnitten und zerkleinert worden war. Vielleicht konnte er bis nach Warschau gelangen. Gewiß war es nicht. Er kam wie der nächste beste Reisende daher, ohne Abzeichen eines Ranges, in seinem Kragenmantel. Er hatte nicht einmal einen Paß bei sich. Aber vielleicht kannte man ihn: sein Porträt, beinahe wie das des Königs, hing in Städten und Dörfern an manchen Wänden, und in den Städten und Dörfern eines unterdrückten Landes gewiß nicht am seltensten.

Dies war ein Gedanke, der einem Herzen von siebenundzwanzig Jahren, einem französischen Herzen, wohltun konnte. Er lächelte ein wenig vor sich hin im beginnenden Dunkel und ritt stetigen Schrittes weiter, in sein tapferes, einfaches, ruhmreiches Leben hinein.

## 5

Der Schmutz der Landstraße spritzte auf bis zum breiten Dach; Friedrich schaukelte hin und her auf seinem verschlissenen Polster. Ihm war nicht gut zumute. Im Munde saß ihm ein saurer Geschmack, sein Puls flog, er fröstelte und spürte gleich darauf eine wogende Hitze, die Beine entlang zogen unheilverkündende Schmerzen.

Trostlos die Gegend. Dies Schlesien, ihm ein reicher, erfreulicher Anblick sonst, verglichen mit den altpreußischen Landen, das Ziel erst, dann die Beute, die Sorge und der Stolz seines Lebens, die schöne Provinz, deren Merkzeichen er an der Rechten trug, es erschien ihm an diesem trüben Nachmittag erbärmlich, keinen Blick wert. Seine langgestreckten Dörfer und Flecken, stattlicher, besser gebaut als die in der Mark, machten ihm Ekel. Sie endeten ja niemals, war es nicht, als passierte man endlose Därme? Dann erkannte er mit seinem auch im Fieber noch kritischen Bewußtsein, daß dieser Vergleich aus seinem in Unordnung befindlichen Unterleib gestiegen war, und er lachte rauh vor sich hin, in der Einsamkeit seiner gläsernen Zelle.

An den Relaisstationen standen, vom Feldjäger gemustert, die neuen Pferde bereit, geritten von Bauernsöhnen, die sich in der Eile ein wenig herausgeputzt hatten. Hastig ward umgespannt, Leute mit Eimern traten herzu und übergossen die glühheiß gefahrenen Räder, welche zischten. Sonst hörte man keinen Laut. Alle schauten auf dies kranke, gelbe Profil, auf die fast ungebrochen gerade Linie, die von Stirn und Nase gebildet wurde, auf das im scharfen Winkel weggeschnittene Untergesicht. Überall hatte er im Augenblick der Abfahrt dies starre Abnehmen des Hutes, ohne hinzublicken: kaum eine Geste mehr, nur die Erinnerung noch an eine Geste. Dann ward er vom Ungestüm der neuen Bespannung rasender noch dahingetragen.

Hier war nach rechts und nach links weithin historischer Boden, der historische Boden seines Lebens. Hier in diesen Strichen hatte er die unwahrscheinlichen, die heute schon mythischen Kämpfe gegen einen Erdteil bestanden, von Elend und Schmach so unaufhörlich, so nahe bedroht, daß ihm der Gedanke an sein Sterben ein lieber, freundlicher Trost geworden war. Hier war ringsum der ungeheure Kirchhof, darin seine Preußen und seine Söldner und die Landeskinder seiner Gegner und deren Söldner tausendweis ohne Särge lagen, lange verfault alle, eine Armee von Gerippen in vermoderten Uniformtuch- und Lederfetzen. Der Gedanke daran war sonst unweigerlich in ihm aufgestiegen, Jahr um Jahr, wenn er diese Straßen befuhr. Er pflegte da auch seiner toten Freunde zu gedenken, der Generale und Obersten, an deren manchem er persönlich gehangen hatte, und die ebenfalls hier herum bestattet lagen, in irgendeiner Mauernische irgendeines Dorfkirchhofs. Er erinnerte sich ihrer Gesichter und ihrer Taten, und hohe, ehrende Worte fielen ihm ein, mit denen er in den Annalen seiner Feldzüge ihr Verdienst verewigen würde. Es kam auch vor, daß er dieser Helden mit einer Art von ironischer Rührung gedachte, daß er im einsamen Fahren nach rechtshin und linkshin ihre Schatten befragte, ob denn nun das Phantom der Ehre, ob denn nun fünf Zeilen in einem Geschichtsbuch den frühen Abschied vom Leben wohl aufzuwiegen vermöchten. Unbegreiflich leicht, schauerlich leicht wurde es den Fürsten gemacht, ihre Kriege zu führen!

classtests.com

Heute nichts von dem. Kein Blick, kein Erinnern, keine Wendung fürs Buch, keine Ironie, keine Meditation. Sibirische Äcker und Wälder hätten nicht gleichgültiger vorbeirücken können. Er fieberte, und er wollte vorwärts. Wie schneckenhaft langsam ging solch eine Fahrt! Die Menschen in ihrer vieltausendjährigen Geschichte hätten schon bessere Transportmittel sich ausdenken dürfen. Dieser stupiden Rasse fiel auch gar nichts ein. Mit Pferden zu Darius' Zeiten, mit Pferden zu Friedrichs. Über der Ungeduld selber hatte er auf eine ganze Strecke ihr Ziel vergessen. Auf einmal war es wieder da, auf einmal wußte er wieder, warum er so eilte, welchem traurigen Zweck er so stürmend entgegenstrebte. Ein scharfer Schmerz zerschnitt ihm die Brust.

Es ging gegen den Abend. Pfundt hatte bereits einkehren wollen, war aber anders bedeutet worden und rasselte nun wie toll in das bucklige Schweidnitz, in dem die Lichter schon brannten. Dies war die Festung, die im großen Kriege die vier berühmten Belagerungen ausgehalten hatte; Friedrich dachte daran nicht und war schon hindurch und wieder auf der Landstraße. Auch an der Karosse waren die Laternen angezündet, zwei beim Kutschbock, zwei an den vorderen Ecken des Kastens. Beängstigend streifte der Schein des donnernden Zuges an den Wänden immer neuer Dörfer entlang, überall wurden Fenster aufgerissen, und weite Augen starrten der Erscheinung nach.

Endlich, bei völligem Dunkel schon, ward gehalten. Es war im Bereich von Hohenfriedeberg und Bunzelwitz, Friedrich kannte Steg und Haus in dieser Gegend. Im Dörfchen Polsnitz, bei dem Pfarrer Andreas Künnemann, verbrachte er eine schlechte, beinahe schlaflose Nacht.

Fahrt in aller Morgenfrühe wiederum. Eiliger Pferdewechsel an den Stationen, mit Zischen übergossene Räder, Glockenläuten mitunter, entblößte Häupter, langes Schauen hinter dem Zuge her. Fahrt. Fahrt. Fahrt. Weiche, lautlose Fahrt durch dicken Lehm, mahlende Fahrt durch fußtiefen Sand, holpernde, stoßende Fahrt über hingeschüttete Steine auf auszubessernden Strecken. In der Frühe schon brannte die Sonne. Es war schönstes Sommerwetter.

Friedrich, der heute weit kränker war, wünschte sich das graue Halblicht des Vortags zurück. Alles tat ihm weh, die Augen schmerzten vor so viel Helligkeit, und die Wärme prickelte unerträglich an seinem vom Nachtschweiß noch empfindlichen Körper. Er begann auch zu husten; sein Unterleib war hart und angeschwollen. Sooft er nach der Dose griff, ließ er die Prise wieder zurückfallen, ihn ekelte im vorhinein vor jedem Reiz. Ihn ekelte auch vor dem Anblick von Menschen, allenthalben sah er von ihnen weg, und wo schüchtern ein huldigendes Rufen laut wurde, empfand er verstärkte Übelkeit.

Kriegsland weit und breit, Heldenland, Ruhmesland, Grabesland. Ohne Blick fuhr er hindurch. Die Sonne stand bereits westlich, da befahl er, die Stadt Sagan im Bogen zu umfahren, Pfundt schnitt eine Grimasse, griff wütend in die Zügel und wollte linkshin auf Sorau zu. Friedrich stieß mit dem Stock heftig gegen die Scheibe und wies nach der andern Richtung. »Esel«, murmelte er vor sich hin, »alle sind Esel.« Pfundt mußte über den Bober zurück, an dessen rechtem Ufer die Straße besser im Stande war; daran erinnerte sich der König trotz seiner Benommenheit. Man näherte sich der märkischen Grenze.

Ihm war sehr schlecht. Mehr und mehr nahm die Hitze Besitz von seinem Blut und Gehirn, auf Augenblicke verdämmerte sein Bewußtsein. Man hatte gerade in einem Ort namens Naumburg die Pferde gewechselt, als ihm etwas Eigentümliches geschah.

Die Sonne stand schon tief und stach dem König stark in die schmerzenden Augen. Da nahm er seinen alten Uniformhut ab, den er bisher in militärischer Weise mit der Spitze nach vorn getragen. Er löste die vergilbten Schnüre los, so daß die hintere, gerade Krempe herunterhing, und wollte nun den Hut, umgedreht, zu seinem Schutze so aufsetzen. Aber er behielt ihn in der Hand...

Als er vor einigen Tagen zur schlesischen Revue nach Osten gefahren war, da hatte er die Krempe heruntergeschlagen. Nun fuhr er nach Westen, die Sonne stach nachmittags, und am Nachmittag ließ er die Krempe herab. So war es in diesem Jahr, so war es im vergangenen, so war es immer gewesen. Immer fuhr er am fünfzehnten August nach Schlesien ab, und da stach ihm am Vormittag die Sonne ins Gesicht, und dann exerzierte er in Schlesien und fuhr zurück, und da stach ihn die Sonne am Nachmittag.

In seinem heißen Kopfe nahm dieser Umstand gewaltige Dimensionen an. Er kam sich vor wie eine alte Marionette, die immer das gleiche tun mußte, immer das gleiche. Erst hatte er immer Krieg führen müssen, obgleich es schöne und helle Dinge im Dasein gab; Literatur und Musik und heiteres Gespräch mit geistreichen Leuten. Doch er mußte herumziehen und sich schlagen und im Pulver- und Leichengeruch leben und alt und häßlich werden dabei. Dann war er wieder daheim, verbraucht und freudlos. Die Freunde starben weg, und die Reize der Literatur waren schal und durchschaut, und die Flöte konnte man bald nicht mehr halten vor Chiragra. Und das Jahr war ein leichenhaft starrer Turnus von Geschäften und Pflichten. War die Plage des langen, abscheulichen Winters herum, dann kam gleich die Zeit der Revuen. Revue am vierten Mai in Charlottenburg, Revue am siebzehnten Mai in Potsdam, am zwanzigsten in Berlin, am sechsundzwanzigsten in Magdeburg. Revue am zweiten Juni in Küstrin, am vierten in Stargard, am achten, am neunten, am zehnten in anderen Nestern. Dann erschien am zwölften Juni der Finanzminister, und der Jahresetat ward aufgestellt, Posten für Posten. Und das ging wochenlang, mondelang, und dann kam am fünfzehnten August die

classtests.com

Reise nach Schlesien, und da stach auf der Hinfahrt die Sonne am Vormittag, und auf der Rückfahrt stach sie am Nachmittag, und da mußte er den Hut bald so setzen und bald so, eine Puppe, an solchen Fäden gezogen, wie sie da auf der Krempe herumtanzten, ein altes trauriges Gespenst...

Er griff sich plötzlich an die Stirn, er ermannte sich. Was war es mit ihm, was hatte er da getan? Er hatte den öden Gleichtrab seiner Gedanken gleichsam illustriert, seit Minuten hatte er wirklich den alten Hut immerfort abgenommen und wieder aufgesetzt, bald so und bald so, mechanisch und schnell und ohne Laut. Noch drehte sich alles in seinem Gehirn.

Es war das Fieber. Er war ernstlich krank. Dies mußte unterdrückt werden. Ein gehöriges Quantum Chinarinde würde gewiß seine Wirkung tun.

Es war wieder Abend geworden. Bei sinkendem Dunkel fuhr man, dort wo der Bober in die Oder fließt, in die kleine Stadt Crossen ein.

An einer Ecke des Marktes, in einem stattlichen Hause, strahlte ein Fenster des Erdgeschosses in magischem Licht. Es kam von einem bauchigen Gefäß, das mit hellgrüner Flüssigkeit angefüllt war und hinter dem eine Kerze brannte. Dies Haus war die Apotheke.

Friedrich wollte aussteigen, um dort drinnen das Chinapulver gleich einzunehmen, aber seine Füße versagten ihm, er mußte sich hinunterheben lassen. Er beschloß, in der Apotheke gleich zur Nacht zu bleiben. Jedes Haus in Preußen war das seine.

## 6

In dem dunklen, weiten Hausflur trat aus der ersten Tür zur Rechten mit einem Licht in der erhobenen Hand ein hochgewachsener und breiter Mann, schon grau, mit ruhigem klarem Gesicht; dies war der Apotheker Henschke. Er erkannte den König und verneigte sich geziemend, doch ohne Anzeichen von Bestürzung oder unmäßiger Devotion. Dies erleichterte Friedrich, denn der Zustand seiner Nerven war zu desolat, um noch kuriale Umschweife zu ertragen. Sogleich war er eingenommen für den Apotheker und fragte mit gnädiger Stimme: »Ich kann wohl bei Ihm unterkommen? Kurieren muß Er mich aber auch.«

Das geöffnete Zimmer, welches der König betrat, war Laboratorium und Verkaufsraum zugleich, ein mit Schränken und Kästen, mit Destillierapparaten, Retorten und Wägeinstrumenten ausgestattetes, recht alchimistisch anmutendes Gewölbe.

Er verlangte sofort seine Chinarinde. Der Apotheker warf einen Blick auf das Gesicht des Königs, er hörte auf seinen Husten und machte sich daran, das Medikament für den Gebrauch zu zerkleinern.

»Euer Majestät haben Fieber«, sagte er dabei mit unerregter Stimme, »und dagegen tut die Chinarinde gut, aber das Fieber ist nicht die Krankheit.«

»Er ist doch kein Doktor.«

»Euer Majestät, ich bin in zwei Feldzügen als Compagniechirurgus dabeigewesen. Aber man braucht nichts zu wissen, um zu sehen, daß Euer Majestät auf der Brust erkältet sind. Wahrscheinlich ist auch der Unterleib angegriffen.«

»Da hat Er recht, aber wie will Er da helfen?«

»Mit dem neuen Pulver von Doktor Kurella in Berlin. Es hilft gegen den Husten und ist zugleich ein mildes Abführmittel.«

»Was ist denn drinnen in Seinem Pulver? Habe nur Mißtrauen gegen alles das Teufelszeug.«

»Fenchel, Euer Majestät, Sennesblätter, Süßholz, Zucker und Schwefel.«

»Schwefel? Da seh Er, es ist Teufelszeug. Aber geb Er mir's nur!«

»Gleich nach der Chinarinde tut es nicht gut. Euer Majestät nehmen es am besten in einer halben Stunde ein, vielleicht schon im Bett.«

»Wo kann ich denn schlafen?« fragte der König, der sich sehr schwach fühlte und bei dieser sanften bestimmten Fürsorge wider Willen ein hinfälliges Behagen verspürte. Der Apotheker öffnete das anstoßende Zimmer, in dessen Hintergrund ein breites Bett, ein Ehebett, leuchtete. Henschke, der Witwer war, pflegte hier zu schlafen, um während der Nacht für Kranke sogleich zur Hand zu sein.

classtests.com

»Gerade heute ist frisch überzogen worden«, sagte er unbefangen. »Darf ich Euer Majestät einen Bedienten rufen zum Auskleiden?«

»Kleide mich ganz alleine aus«, sagte der König, obwohl er kaum aufrecht stehen konnte. »Komm Er dann zu mir mit Seinem Pulver.«

»Euer Majestät mögen mir gnädigst eine Bitte verzeihen. Es wäre so sehr angezeigt, daß sich Euer Majestät am ganzen Leibe in nasse Tücher einpacken ließen.«

»Daraus wird nichts«, sagte Friedrich plötzlich ungnädig. »Ich bin kein Wickelkind. Geh Er jetzt nur.«

Henschke schloß die Tür, durchquerte das nun unbeleuchtete Laboratorium und setzte sich möglichst weit vom Schlafzimmer, dicht beim Fenster, auf einen Stuhl. Durch den hellgrünen Schein hindurch blickte er auf den Marktplatz, wo ohne Pferde noch der Reisewagen stand, umgeben von der halben Bevölkerung. Manchmal näherte sich jemand ganz und lugte in das schmale Innere hinein, Ehrfurcht und Scheu im Blick vor den zersessenen blauen Polstern.

Die Ruhe des Apothekers war nicht künstlich. Er hatte ein festes und lauteres Herz in der Brust, auch war er schon zu alt, um noch viel zu wollen und zu wünschen. Nicht zum ersten Male im Leben sah er den König. Er saß da an seinem magischen Fenster und dachte daran, wie elend der alte Mann heute nun aussah, so als wäre er schon mit der Sense gezeichnet. Und welcher Eigensinn! Seine Ärzte mußten es schwer haben mit ihm. Wie schroff er, nach den ersten freundlichen Worten, die kalten Einpackungen verschmäht hatte, die ein so natürliches und wirksames Mittel waren. Henschke kam das Geraun in den Sinn, welches im Volke umging, daß dieser große König nicht natürlich gestaltet sei und darum ängstlich seinen Körper verberge. Noch nie habe auch nur ein Diener ihn nackt erblickt. Manche wollten wissen, er trage ein riesiges, flammendrotes Teufelszeichen quer über seiner Brust, die im übrigen fein und weiß wie ein Frauenbusen geschaffen sei. Der Apotheker lächelte mitleidig in seiner magischen Dämmerung. Wie schlecht erfunden das war! Eine weiße, weiche Mädchenbrust unter der gelben, tabakbeschmierten Weste! Und als ob der Gestalt dieses Alten durch so kindische Märchen etwas an Wunderbarem hätte hinzugefügt werden können!

Doch es war Zeit. Er betrat das Schlafzimmer.

Der König lag im Bette, fast gar nicht entkleidet. Augenscheinlich fühlte er Frost; ein hohler Husten erschütterte ihn. Der Apotheker reichte sein Pulver.

»Meint Er, daß mir das helfen wird?«

»Das Mittel ist vorzüglich. Aber Euer Majestät könnten ein übriges tun, nämlich sich ganz fest und dicht mit Federbetten zudecken lassen, heißen Tee trinken und schwitzen.«

»Da hat Er recht. Er versteht Sein Handwerk.«

»O Euer Majestät, das ist ja das Einfachste. So viel muß jeder Dorfbader wissen und weiß es auch.«

»Einerlei, Er ist ein tüchtiger Mensch. Ich bin zufrieden, daß ich gerade in Sein Haus geraten bin.«

Henschke ging und brachte den Tee. Der König begann ihn auszufragen. Dies war seine Gewohnheit aus fünf Jahrzehnten.

»Hat Er Kinder?«

»Einen Sohn, Euer Majestät.«

»Warum nicht mehr?«

»Meine Frau ist kurz nach seiner Geburt gestorben.«

»Hm. An was? Am Kindbettfieber?«

»Ja, Euer Majestät, am Kindbettfieber.«

»Hat Er dagegen kein Mittel gehabt in Seiner Offizin?«

»Es gibt noch keines. Das ist eine geheimnisvolle Ansteckung. In den großen Gebäranstalten in Paris sterben oft Dutzende von Frauen am gleichen Tag.«

»Das ist schrecklich«, sagte Friedrich. »Die Ärzte wissen noch gar zu wenig. Sterben, Sterben, Sterben«, sprach er dann vor sich hin in einem singenden Ton, in dem die Hitze klang. Und gleichzeitig ging, beim Gedanken des Todes, ein Ausdruck der Trauer über sein Gesicht, der schwerlich den jungen Frauen in Paris galt. Er ermannte sich aber, wandte sein tief in die Kissen eingesunkenes Haupt ein wenig zu Henschke herum und examinierte weiter:

»Er sagt, Er ist in zwei Feldzügen als Chirurgus dabeigewesen? Wo hat Er denn gestanden?«

classtests.com

»Im großen Kriege beim Regiment Markgraf Karl und im bayerischen Krieg beim Regiment von Pirch, in der Armee des Prinzen Heinrich.«

Der König zog die Brauen zusammen. Er wurde nicht gern an diesen Feldzug seines Alters erinnert, der so trübselig, wenn auch schließlich erfolgreich verlaufen war; er wurde auch nicht gern an seinen Bruder Heinrich erinnert, mit dem er sich damals unheilbar überworfen hatte.

»Nun, da hat Er nicht viele Wunden zu verbinden gehabt.«

»Nein, Euer Majestät, aber desto mehr Kranke zu pflegen.«

»Warum ist Er überhaupt mitgegangen? Er war doch schon ein alter Kerl.«

Henschke schwieg und wurde rot.

»Er kann es mir ruhig sagen.«

»Ordentliche Medizinalpersonen tun sehr not in den Armeen Euerer Majestät.«

»Da hat Er wieder recht. In allen meinen Kriegen hat man da meine Befehle äußerst schlecht befolgt. Nichts hat mich mehr verdrossen. Man ist oft barbarisch mit den armen Menschen umgegangen.«

Schwerlich war es sonst Friedrichs Art, vor einem geringen Untertan über seine Empfindungen und seine Absichten zu reden. Doch dieser Apotheker gefiel ihm. Auch war er in seinem Innern eigentümlich aufgelockert; nicht das Fieber allein war die Ursache.

»Aber ich habe jetzt solche Befehle gegeben«, fuhr er fort, »daß den Nichtskönnern und den Spitzbuben das Handwerk gelegt ist.«

»Ich fürchte«, sagte Henschke, »Euer Majestät wissen bei weitem nicht alles.«

»Wie kommt Er darauf?« fragte Friedrich lebhaft und erzürnt, »wie will Er das wissen?«

»Aus meiner eigenen Beobachtung und aus den Worten eines gelehrten Arztes, ehedem Oberchirurgus beim Regiment von Pirch.«

»Wie heißt der Mann?«

»Es ist der Doktor Rutze in Stettin.«

»Schreib Er mir das nachher auf. Und nun sag Er deutlich, wie und wo und was! Der Krieg ist noch nicht lange her. Die Schuldigen leben noch, und man kann sie bestrafen. Diese Sachen müssen besser werden. Ja, es war schrecklich, schrecklich«, sagte er dann wieder leise und schien, wie früher, zu erschauern in einer Todesvision.

Unter den schweren dicken Feder decken begann, beim Wirken der treibenden Mittel, der Schweiß an seinem mürben Körper entlangzulaufen. Sein Zustand war höchst unbehaglich, ja qualvoll, der Unterleib, darin sich die Verhärtung noch nicht gelöst hatte, schmerzte, sein Herz schlug lästig stark: er war vollkommen disponiert, den fürchterlichen Bericht, den er hören sollte, mit seinen Nerven auszukosten.

»Nun«, sagte Friedrich, »ohne Umschweife! Red Er!«

Henschke schwieg noch. Es war medizinisch gewiß nicht richtig, das Hirn des Kranken mit so abscheulichen Tatsachen anzufüllen. Dennoch blieb es Pflicht. Einer solchen Stunde, als Gnadengeschenk vom Himmel gefallen, nie wiederkehrend, konnte viel Gutes entfließen. Und dieser Alte, dem so offenkundig am eigenen Dasein gar nichts mehr lag, der nichts anderes mehr sein wollte als ein sorgender, dienender Allesverrichter, er hatte ein Anrecht darauf, auch leidend, auch fiebernd nicht geschont zu werden. Ein großes Empfinden durchflammte den Apotheker Henschke mit einemmal. Er war nicht mehr gelassen. Ja, das war es, Heldentum, was Menschengröße heißen durfte, hier lag es vor ihm, eingeschlossen in den armseligsten Leib, in die brüchigste, scheinloseste Hülle. Dieser Augenblick ist mein Leben, sagte er zu sich selbst. Mir begegnet das Höchste. Ich weiß es jetzt. Ich werde es nie wieder wissen. Ich werde es nicht festhalten können. Dieser alte elende Mann, der König der Könige, der Erste aller Menschen, liegt vor mir da und hört auf sein Volk.

Es ging schnell vorbei. Er berichtete. Er stellte dar.

Im letzten Feldzuge, dem Krieg um die bayerische Erbfolge, war beinahe kein Schuß gefallen, dennoch war ein großer Teil der Armee zugrunde gegangen. Wie schon in den Sieben Jahren hatten bösartige Fieber gewütet, Fieber, die man faule oder gallichte nannte und die man nicht zu bekämpfen wußte, am allermeisten aber die Ruhr. Die Behandlung dieser qualvollen und widerlichen Krankheit konnte an und für sich einfach heißen: die Kranken sollten im warmen Bette bleiben, nur leichte Speisen, vornehmlich Suppen, Brühen und Milch genießen und dem gemarterten Leib mit warmen Breiumschlägen aufhelfen. Es fehlte aber am Nötigsten, und wo das Nötigste vorhanden war, wurde es in

classtests.com

leichtfertiger oder in schuldhafter Weise vertan. Es wurde gestohlen und unterschlagen, und Hunderte, Tausende von armen, todschwachen Kranken mußten sich von Kommißbrot ernähren. Wenn es hoch kam, wurde ihnen eine Suppe hingestellt, die wie Jauche schmeckte, mit ein paar Graupen oder Fladen darin, halbgares oder madiges Fleisch, Rüben, Kartoffeln und harte Viehbohnen. Dem Könige freilich wurde für gute, richtige Krankenkost viel Geld angerechnet. Aber den stärkenden Wein tranken die Feldschere und Krankenwärter miteinander aus, und die zarten weichen Gemüse, den Reis, das weiße Mehl, ebenso den Essig und die Arzneien, verkauften sie draußen an den Meistbietenden. Die Mißstände im Personal gingen über jeden Begriff. Hier allein war die Quelle aller Übel. Die Krankenwärter waren sämtlich nichts anderes als alte, steife Unteroffiziere, die von der Pflege soviel verstanden wie vom Pastellmalen, und die durch langjährigen Gamaschendienst vollkommen stumpf und gleichgültig geworden waren. Die Feldschere und Compagniechirurgen waren unwissend wie Dorfbader, meist waren es Dorfbader, ein rohes dummes Gesindel, kaum zu den primitivsten Hilfeleistungen zu gebrauchen, dabei noch viel zu gering an Zahl, so daß auf zweihundert Kranke oft nicht einer kam. Die höheren Ärzte aber, die den Regimentern folgten und die zum Teil ernsthafte, wissenschaftlich geschulte Männer waren, sie konnten nicht all die unzähligen Kranken selbst untersuchen und behandeln. Auch gab es sogar unter diesen Gelehrten Schufte genug, welche die ihnen anvertrauten Medizinalgelder im Kasino an die Offiziere verspielten. Andere wiederum waren zu heikel, von zu empfindlichen Nerven, um energisch selbst zu Werke zu gehen. Sie begnügten sich damit, allgemeine Anordnungen zu treffen und flüchtig in die Krankensäle hineinzuschauen, und dies konnte, so gab Henschke zu, einem Mann von einiger Zivilisation und Verfeinerung nicht einmal sehr übelgenommen werden.

Denn diese Säle waren einfach die Hölle. Ein Bett war niemals darin zu sehen. Die Kranken lagen auf Stroh, ganz selten einer auf einer Matratze, viele aber einfach auf dem harten Boden. Decken waren keine vorhanden. Die hochfiebernden Menschen hatten nichts über sich als ihre Soldatenmäntel, die von hundert Regengüssen hart waren. Alles wimmelte von Wanzen, Schaben und Läusen. Aber dies war noch nicht die schlimmste Unreinlichkeit. Da es so gut wie nirgends Nachtstühle gab, die Aborte aber stets ungenügend oder allzu weit entfernt waren und vielen Kranken die Kräfte fehlten, sie zu erreichen, so lag der Boden voll von blutigen und ansteckenden Exkrementen. Oft gab es buchstäblich keinen Fleck, um unbesudelt hinzutreten. Niemals wurde geräuchert, selten ein Fenster geöffnet, kein Bedienter fand sich, um diese Menschenställe zu reinigen. Es herrschte eine fürchterliche Luft, wie im Hochsommer auf dem Schindanger, ein Pestgestank nach Grab und Kloake. Wer hier als ein Siecher hineinkam, begab sich aller Hoffnung, er fühlte sich selber bei atmendem Leibe verfaulen. Die aber ganz wider alle Wahrscheinlichkeit diese Hölle dennoch verließen, krank noch, um weitertransportiert zu werden, die hatten das Schlimmste erst zu erwarten. Denn die Krankenwagen boten nicht die mindeste Bequemlichkeit für die entkräfteten, im Innern wunden Soldaten. Meist wurden einfach Leiterwagen requiriert und die Menschen daraufgeworfen, wie Kälber auf den Karren. Kissen unter den Kopf oder Decken über den Leib waren unbekannte Dinge, und so ging es durch Nässe, Kälte und Sturm. Jeder Stoß, jede Umdrehung des Rades rüttelte und marterte die Kranken, bis sie in eine barmherzige Ohnmacht fielen. Starben einige, so warf man sie eben hinunter vom Wagen, und oft warf man aus Versehen auch einen Lebenden mit, der dann im Schlamm und Lehm vollends umkommen mochte.

Der Apotheker war zu Ende. Er hatte während seiner Erzählung den König nicht anzublicken gewagt. Nun sagte er abschließend: »Es könnte gewiß vermessen scheinen, daß ich Dinge zu äußern wage, die Eurer Majestät mächtigem Blick umfassender bekannt sind als einem medizinischen Handlanger und Provinzbürger. Aber Euer Majestät wissen das Allgemeine und Ganze, vor meinem Auge stand immer ein greifbarer Ausschnitt des Elends, wie ihn der Herrscher selten zu sehen bekommt. Auch waren die Zustände in den Truppenteilen, bei denen Euer Majestät sich befanden, sicherlich besser, jeder wird sich gehütet haben, in Euer Majestät Nähe zu stehlen, zu faulenzen und barbarisch zu sein.«

Der König, der mit geschlossenen Augen dagelegen hatte, öffnete sie jetzt. Sein erstes Wort war: »Hat Er crayon? Dann schreib Er mir den ganzen Namen und die Wohnung von Seinem Doktor Rutze auf.«

Henschke schrieb, nahm dann auf Geheiß den blauen Uniformrock, der über der Kassette mit den Staatsverträgen in einem Sessel lag, und brachte das Blatt in der inneren Brusttasche unter.

Viel Neues hatte der König nicht gehört. Es war, wie Henschke es naiv ausdrückte: er wußte das Allgemeine und Ganze, das einzelne Elend hatte man ihm nach Kräften verborgen. Ach, er konnte ja nicht überall sein, er mußte Funktionen übertragen und mußte Vertrauen üben, obgleich er keins hatte. Er wußte nicht, dieser redliche Apotheker, mit welch verbissener Kleinarbeit der König an der Reform der Sanitätsbehörden arbeitete, wie angstvoll er bemüht war, vor seinem Hintritt hier noch Wandel zu schaffen.

Sie waren ihm peinvoll gegenwärtig, die Opfer seiner Kriege. Wenn er beim Adel, beim hohen Beamtentum, bei der Gesellschaft seines Königsreichs berüchtigt dafür war, daß er dem gemeinen Manne mehr zugestehe als billig, daß er geradezu das Recht für ihn beuge – wen bevorzugte er denn in diesen Bauern und Kleinbürgern? Nicht eigentlich sie selbst, vielmehr ihre Väter und Brüder und Vettern, die Feueropfer der früheren Kriege und die hingestorbenen Kranken des letzten.

classtests.com

Er hatte ihn niemals recht zu stellen vermocht, Aug in Auge, den geheimen Instinkt, der ihn zu seinen verantwortungsschweren Taten trieb, hatte ihm niemals die schwarze Kapuze vom Antlitz zu reißen vermocht. Er war fortgezogen worden auf seiner Bahn, hatte gekämpft und standgehalten und, wie eine Welt ihm bestätigte, das Außerordentliche vollbracht, hatte Tausende und Zehntausende zusammenschießen und in stinkenden Löchern verfaulen lassen müssen, elend bedient von ungetreuen Knechten, hatte dies immer gewußt und nichts dawider gekonnt. Aber er durfte sich selber das Zeugnis geben, daß er ihre Mühsal und Bedürftigkeit geteilt hatte, es war ihm kein Zwang, es war ihm natürlich gewesen, sich dem Tode auszusetzen wie sie, kein besseres Lager, kein besseres Essen zu haben als sie, und auch wahrhaftig kein besseres Wetter über sich, sondern womöglich ein schlechteres Wetter.

Einerlei, so oder so, er war bald am Ausgang, für ihn war es Zeit. Das einzige, was er noch besaß, das letzte, was er lieben konnte, hatte er jetzt auch verloren, etwas Köstliches und Zartes, etwas, um das sich reiner und schuldloser trauern ließ als um die Ruhrtoten aus Böhmen und Mähren. Bald, dachte er, bald werde ich mich ausstrecken können im gemeinsamen Grab, das schon gemauert ist, und ausschlafen von Krieg und Elend und Unrecht, getanem und erlittenem, vom Haß, vom Ruhm, vom Lärm einer ganzen Welt. Ich bin ausgeschöpft, ich bin mürbe, mit diesem Fieber und Kranksein fängt langsam mein Ende an. O willkommen, willkommen! Ich habe das Meine gelebt.

Er gab sich einen Ruck. »Der weiß also Bescheid, Sein Rutze?« sagte er, so als hätten sich seine Gedanken von diesem Arzte durchaus nicht entfernt.

»Bestimmt, Euer Majestät. Als Regimentschirurgus hat er vieles gesehen, hat manches gebessert und alles rücksichtslos ausgesprochen. Niemand weiß so genau Bescheid über alle Spitzbübereien, und niemand haßt sie so.«

»Habe nie von ihm gehört.«

»Daran sind seine Feinde schuld, die er sich unter den Corpsärzten und in der Verwaltung gemacht hat. Die sind auch schuld, daß er seinen Abschied genommen hat.«

»Ich werde ihm schreiben.«

Eine Pause trat ein. Der König ächzte leise. Dann schien ihm etwas einzufallen. Er runzelte die Stirn und sagte in mürrischem Ton:

»Und Er selber? Was ist mit Ihm? Will Er nichts von mir?«

Henschke wurde rot, ungewiß ob für den König, für sich selbst oder für das Menschengeschlecht, an dem der König seine Erfahrungen gemacht hatte.

»Euer Majestät, ich bin ganz zufrieden.«

»Ah«, sagte Friedrich. »Dann laß Er mich jetzt schlafen!«

Aber da Henschke bat und ihm doch soeben ein Wunsch freigestellt worden war, da sich zudem der König noch immer sehr schlecht fühlte und gewohnheitsmäßig kein einziger Kammerdiener mit auf der Reise war, so erhielt der Apotheker Erlaubnis, im Zimmer zu wachen.

Tiefste Stille ringsum. Ein winziges Öllicht nur brannte. Manchmal flackerte es und schien erlöschen zu wollen. Dann waren die Höhlungen in des Königs Gesicht schwarze Gruben, und Henschke sah ein Totengesicht. Lange hatte er nicht mehr zu leben. Auch dieses Licht unter allen Lichten flackerte schon, und er, Henschke, durfte eine Nacht lang seine zerlaugten Apothekerhände schützend darumhalten.

Übrigens hatte er wenig Gelegenheit zur Hilfeleistung. Ein paarmal reichte er dem König zu trinken, auch wurde ihm gestattet, das schweißüberströmte Gesicht erst zu trocknen und dann lau abzuwaschen. Einmal schickte ihn der König aus dem Zimmer. Der Kranke schlief ziemlich viel, aber nie lange hintereinander und fuhr oft schreckhaft empor. Er sprach auch laut im Schlafe und nannte Namen, von denen der Apotheker mehrere kannte, denn sie gehörten in die Geschichte der Zeit. Mehrmals schien ihn der Doktor Rutze zu beschäftigen, er unterhielt sich mit ihm, zeigte ein ungeduldig fragendes Gesicht, sprach scharf »Wie wie?« oder »Was was was?« und quittierte mit befriedigtem Brummen über eine Antwort. Dann mußte etwas Schmerzhaftes in seine Gedanken eingedrungen sein. »Hier kann ich ja gar nirgends hintreten«, rief er klagend aus, und Henschke sah, wie sich unter den Decken gleichsam tastend seine Füße bewegten. »Es ist nicht wahr, Rutze!« rief er dann später wieder und war sehr aufgeregt. »Rutze, Rutze, hör Er mich an, hör Er doch nur!« Bald begriff der Apotheker. Der König verteidigte sich gegen die niederträchtige Behauptung, die während des Siebenjährigen Krieges draußen in der Welt, aber auch in Preußen umgegangen war: er sollte damals seinen Ärzten befohlen haben, die verstümmelten, unbrauchbar gewordenen Soldaten nicht mehr zu pflegen, sondern zur Kostenersparnis lieber sterben zu lassen. »Ce n'est pas vrai«, rief Friedrich und warf sich umher, »Rutze, das müßt Ihr nicht glauben. On m'a calomnié.«

Henschke kamen die Tränen. Da sah er, daß der König erwacht war. »Ach ach«, stöhnte er, vielleicht glaubte er sich

classtests.com

allein.

»Wie ist Euer Majestät jetzt?« fragte der Apotheker.

»Ach, lieber Henschke«, sagte der König matt und trübe. »Was soll mir sein! Ich bin nichts mehr als ein altes Gerippe, ich tauge zu nichts mehr, als hingeworfen zu werden auf den Anger.«

Henschke war tief erschrocken. Wie kommt es mir zu, so entsetzliche Worte anzuhören, dachte er. Aber der König schlief schon wieder. Es ging gegen Morgen.

Seine Vorstellungen wurden nun freundlicher, friedlicher. Es war, als scherze er mit jemand, als locke er jemand. »Komm, komm, komm!« rief er mehrmals mit heller Stimme, lächelte gutmütig und bewegte die Finger seiner rechten Hand unter dem Linnen. Rief er nicht einen Hund? Ja, er rief ihn nicht nur, er führte mit ihm ein Gespräch und spielte beide Rollen dabei, mit seinen Lippen bildete er die bellenden Laute aus, die er als Antwort auf seine Neckerei zu hören glaubte, und lachte freundlich dazu.

Als das Tageslicht da war, schlummerte der König tief. Er hatte keinen Befehl erteilt, ihn zu wecken, so sorgte der Apotheker für strenge Stille im Hause, umwickelte die Ladenglocke seiner Offizin und ließ draußen Leute sich aufstellen, die alle Passanten auf einen Umweg verwiesen.

Um elf Uhr wachte der König auf, wesentlich gesünder, aber in großem Zorn über die späte Stunde. Henschke ward ungnädig angelassen, als er seine Gründe vorbringen wollte. Der übernächtigte Mann beschied sich. Der König schrieb eine Anweisung über hundert Taler Quartiergeld aus, reichte sie ihm, fremd wie dem ersten besten, setzte sich in seine Kutsche und fuhr davon.

## 7

Haferfelder, Kiefern, stille Wasserläufe, manchmal ein Tümpel, See genannt. Gewiß, sein Stammland war der langweiligste Fleck unterm Monde. Das einzige Bunt kam von den Bäuerinnen am Wege, zu schwarzem Mieder und schwarzem Kopftuch trugen sie den kurzen, grellroten Friesrock, dies war wendische Tracht. Ja, hier in der Mark, hier in seiner Urprovinz, saßen eigentlich keine Deutschen, da saßen Slawen, östliche Völker, Asiaten womöglich. Man sah's an ihren Backenknochen, an den hinaufgeschobenen, zusammengepreßten Augen. Man brauchte ja nur auf die Ortsnamen zu hören weit in die Runde: Baruth, Goyatz, Cottbus, Schwiebus, Lebus, Podelzig, Polenzig, Peitz. Und war vielleicht Potsdam ein deutscher Klang? Aber da faselten sie nun von Nation, da wurde er, just er, zum nationalen Helden proklamiert! Oh, man konnte den Menschen vieles einreden. Welch eine fanfaronnierende Einheit bildeten heute die Franzosen. Und dabei hatte man vor ein paar Jahrhunderten in Paris noch mehr Flämisch, mithin Deutsch, als Französisch gesprochen. Aber ein Volk war eben leichter zu leiten, wenn es sich für ein Ganzes und zumal für ein auserwähltes Ganzes hielt. Das taten alle. Seine wendisch-sorbischen Märker hielten sich sogar für ganz besonders auserwählte Deutsche, obgleich sie das traurigste Land von der Welt bewohnten.

Es fiel ihm plötzlich auf sein altes Herz, woran er seit langem nicht mehr gedacht hatte: daß hier in diesen ungesegneten Strichen sein ganzes Leben verlaufen war, sein Leben, das nun zu Ende ging. War es denn Wirklichkeit? Hatte er immer unter diesem trägen Himmel mit den ziehenden Wolken schwer geatmet? Hatte er nie eine südliche Sonne gefühlt, nie ein blaues Meer gesehen, nie einen Pinienwald, nie eine Palme? Nein, nichts. Das einzige, was er von warmen Ländern kannte, waren ein paar Affen, die ihm seine Vorhänge zerrissen, und ein arabisches Dromedar, auf das seine Tabaksdosensammlung gepackt wurde, wenn er für einige Winterwochen aus Potsdam nach Berlin umzog. Ja, so viel kannte er vom Süden und vom Orient.

Aber er hatte ja auch von Europa nichts gesehen. Als jüngerer Mensch war er einmal in Straßburg gewesen und einmal in Holland; punktum. Paris, wo sein Geist und Geschmack, wo alle helle, feine Kultur zu Hause war, die er liebte, es war ihm unbekannt, er war nie dort gewesen. Er hatte Italien nicht gesehen, nicht die Tempel, nicht die Bildsäulen der Alten, er hatte nie dort gestanden, wo seine Vorbilder, wo Hadrian und Marc Aurel ihre Tage gelebt hatten. Er war sogar niemals in Wien gewesen, er reiste auch jetzt nicht dorthin, so dringend er dem Kaiser, seinem politischen Feind und persönlichen Adoranten, einen Besuch schuldig war. In schmutzigen Dörfern war er herumgezogen und hatte Krieg geführt, und dazwischen hatte er an seinem schrägen Arbeitstisch gesessen. Er hatte zu arbeiten, zu arbeiten, jahraus jahrein, tagaus, tagein, von drei Uhr am Morgen bis in die sinkende Nacht. Er hatte zu arbeiten für die Menschen, die er verachtete, und konnte nichts sehen von den schönen, heiteren, mannigfaltigen Ländern der Erde, durch die sein Ruhm in hundert Sprachen klang.

Sein Ruhm? War's dies, was ihn für jeden Verzicht entschädigte? In der Jugend, einst, hatte er geglaubt, ihn zu wünschen. Als er kam, als er da war, war er ihm ein Gelächter. Welch ein Ziel auch, in den Köpfen dieser méchanten Rasse groß dazustehen, welch königlicher Traum, noch weiterzuspuken in den Köpfen ihrer Kindeskinder, die nicht weniger dumm, nicht weniger roh sein würden als das Gesindel, das heute lebte.

classtests.com

So hatte er denn wohl das Glück der Menschen gewollt, wollte ihnen Leiden ersparen, ihnen die Bedingungen schaffen, um besser und schöner zu leben? So galt wohl seine Arbeit und Sorge auch heute noch diesem Ziel?

Sie fuhren durch Beeskow, und unwillkürlich blickte er nach Norden hin, gegen Frankfurt. Dort lag das Oderbruch, das er urbar gemacht und besiedelt hatte, unter Darbringung großer persönlicher Opfer. Eine neue Provinz hatte er friedlich dort gewonnen, und er war einmal stolz gewesen auf diese schöpferische Tat. Heute war er geneigt sich zu fragen, ob die Zeit, als dort nur Sumpffische und wilde Hühner lebten, nicht ebensogut gewesen sei. Konnte man überhaupt Glück stiften, Glück vermehren? Sicher rissen die Kolonisten, die er dort hingebracht hatte, ihre Weiber an den Haaren und regalierten ihre Kinder mit Fußtritten.

Dankte man ihm seine Mühsal wenigstens, liebte man ihn etwa im Lande? Er glaubte es nicht. Ein Vorkommnis aus dem letzten Kriege fiel ihm ein, das öfters an schlechten Tagen seine Gedanken kreuzte. Er stand im Lager von Burkersdorf, da war durch seine Schuld, durch eine Lücke in seinen Anordnungen, eine große Ladung Fourage an die Österreicher verlorengegangen. Als dies bekannt wurde, herrschte Jubel. Durch Zufall belauschte er eine Gruppe von Offizieren: sie rissen ihre Witze über ihn und schlugen sich auf die Schenkel. Er hatte sich still zurückgezogen, hatte nichts erwähnt und niemand bestraft; er schämte sich. Denn dies geschah ja nicht in der trüben Masse des Volkes, dies geschah in seiner Armee, unter seinen Offizieren, seinem Adel. Er lebte ihnen zu lange, er war ihnen unbequem, sie standen zu ihm wie Dienstboten, die heimlich über die Herrschaft losziehen. Es lag gewiß an ihm, er war streng, oft entwürdigend streng, er hatte mehr vom Wesen seines Vaters geerbt, als er selbst in der Jugend gewußt hatte. Ach, er büßte es, er bezahlte es teuer. Niemand liebte ihn.

Eine Faust preßte sein Herz zusammen. Er eilte zu dem, was ihn geliebt hatte und was er geliebt hatte. Mit brennenden Augen starrte er durch das Vorderfenster an Pfundts breitem Rücken vorbei gegen Westen. Man war durch Großbeeren, und es wurde schon wieder dunkel.

Pferdeschnauben und Mahlen im Sand und rasende Fahrt. Und endlich wohlbekannte Laternen vorm Krug und vorm Predigerhaus des letzten Dorfes. Es war Nacht, Windstille, laue Luft, als das Zehngespann von rückwärts in einer Schleife bei Sanssouci anfuhr. Oben stand die Villa erleuchtet.

Im gleichen Augenblick kamen auch schon Leute die Rampe heruntergelaufen, Schöning, Neumann und Strützky, die Kammerhusaren, mit Stocklaternen in den Händen. Stampfend und klirrend erklomm der Zug die bequeme Schrägung, von den Dienern bis zum rückseitigen Eingang emporgeleitet.

Der König ließ sich von keinem helfen. Kaum stand die Kutsche, so trat er schon in den Vorsaal, wandte sich sogleich nach links und durchschritt, so hastig es ihm die Kräfte erlaubten, die kleine Galerie, schwer mit dem Stock aufstoßend, die Kassette mit den Staatspapieren unter dem andern Arm. In dem kurzen, schmalen Gang, der die Galerie fortsetzt, blieb er stehen und keuchte; halb war es ein angstvoller Seufzer. Er zögerte noch einen Augenblick, dann stieß er die Tür auf und stand im letzten Gelaß seiner Wohnung, in der Bibliothek.

Er sah es gleich. Auf ein niedriges Tischchen vor dem Kamin hatten sie es hingestellt.

## 8

Alkmene, die Hündin, das Windspiel, sein Liebling, seine Freude, sein Trost, sie lag tot dahingestreckt auf dem kleinen Tisch, überdeckt von einem hohen, spiegelblanken Gewölbe, einem Glassturz, der sonst eine kostbare Standuhr beschützte. Da lag sie, bestrahlt von zwei fünfarmigen Leuchtern, die rechts und links auf dem Kamin standen und ihre Flammen im Spiegel verdoppelten. Sie ruhte, den zarten Kopf ins Zimmer gewendet, auf der Flanke ganz wie im Schlaf, das Lid des Auges hatte sich etwas gehoben, und man sah einen Streifen der dunklen Iris. Die geisterfeinen Beinchen lagen artig nebeneinander, eines von den vorderen kokett ein wenig gebogen. Das helle Fell schimmerte in seidigen Reflexen unterm warmen Kerzenlicht. Es war zuerst gar kein trauriger Anblick, an diesen Tod zu glauben war kaum möglich, man mußte beinahe rufen »Alkmene, Alkmene!«, und gleich würde sie aufspringen auf ihre Beinchen.

Und doch hatte Alkmene schon im Grabe gelegen.

Als Friedrich zur Revue abreiste, war sie krank. Er reiste schwer, er brachte es kaum fertig zu reisen. Aber er schämte sich, eines Hundes wegen seine Arbeit, die Armee, eine Provinz im Stich zu lassen, und schämte sich auch wieder dieser Scham. Einerlei, er war gereist, pünktlich am fünfzehnten August wie alljährlich. Die drei Kammerhusaren hatten Befehl, an jedem Morgen genauen Bericht über den Liebling abzusenden. Und an jedem Abend hatte ein abgehetzter Offizier vom Feldjägerregiment die zwei Tage alten Weisungen des Königs zurückgebracht. Diese Offiziere wußten nicht, was sie beförderten, denn Schöning, Strützky und Neumann schwiegen still. Sie lachten auch nicht einmal, wenn sie ganz unter sich waren, und sie pflegten Alkmene mit Angst und Sorge und endlich mit Verzweiflung. Es hatte nichts geholfen, das zierliche Tier war ihnen gestorben, und sie begruben es vor den Fenstern

classtests.com

des Königs, beim Sockel der liegenden Flora, wo schon mehrere seiner Hunde lagen. Mit Zittern redigierten sie die Nachricht.

Gestern am Abend nun war der Befehl zurückgekommen, sie sollten Alkmene wieder aus ihrem Grab nehmen und sie in der Bibliothek hinbahren; er selber folge der Botschaft. Da war er nun, und da lag Alkmene unter dem Glassturz.

Aber auf allen Reichsstraßen Europas schossen zu dieser Sommernachtsstunde, jederlei politische Kombination in ihren Taschen, die Kuriere der Mächte dahin. In allen Staatskanzleien brannte noch Licht, und in ihren Landschlössern warteten die Gekrönten: Joseph in Laxenburg, Karl im Escorial, in Zarskoje Selo Katharina, Georg in Windsor; sogar der Papst.

## 9

Dem König war nicht einfach ein Hund gestorben, der auch zu ersetzen war.

Alte Leute werden ja immer einsam, sie leben nicht mehr mit ihrer Generation; die mit ihnen jung, die mit ihnen reif waren, sind fort, und sie sprechen eine Sprache ohne Echo. Die letzten Jahre hatten furchtbar um ihn aufgeräumt, es war niemand mehr da. D'Argens, Seydlitz, Fouqué, Buddenbrock, alle dahin, Krusemarck, Quintus Icilius binnen drei Tagen, und dann auch der Beste und letzte, der Treuste der Treuen, der Vornehmste unter den Klugen, der Klügste unter den Redlichen, Earl Marishal Keith. Er war ganz allein. Die jetzt noch seine schweren, ungesunden Diners mit ihm teilten, sie galten ihm nichts, sie hatten ihm die Stichworte zu liefern für seine Geschichten und Anekdoten, denn er sprach gern beim Essen. Frauenliebe hatte seine reifen Jahre nicht gekannt, damit hatte es eine dunkle, schwere Bewandtnis; in einem dürftigen Schlößchen im Norden von Berlin hauste die alte Dame, mit der er seit fünfzig Jahren verheiratet war und die er alljährlich schandenhalber einmal auf eine halbe Stunde besuchte. Familie hatte er auch einmal besessen, und wenn er an den Fingern richtig zählte, so waren sie zehn Geschwister gewesen, und vier davon mußten sogar noch leben. Geliebt hatte er nur die eine gescheite Schwester in Bayreuth, und die war seit einem Vierteljahrhundert tot. Er hatte nichts mehr, was ihm nahe und teuer war, dieser Große und Weltberühmte, als seine Hunde.

Die wortlose Kreatur hatte er immer gern gehabt, nie duldete er einen Schlag oder auch nur einen Schabernack gegen ein Tier. Für seine Reitpferde gab es keine Peitsche und keinen Stachel, und er pflegte sie mit seinem schönen Obst zu füttern, überzeugt, das müsse ihnen schmecken wie ihm selber. Die Affen durften in seinen Zimmern treiben, was sie wollten, er lachte gerührt über sie, und als der eine an der Schwindsucht starb, ließ er die anderen mit Betrübnis im Herzen in ihre warme Heimat zurückbringen. Das arabische Dromedar hatte er erst nicht annehmen wollen, als es ihm der russische General anbot, und hatte von einem Gelehrten seiner Akademie ein Gutachten eingeholt, ob dieses Tier das märkische Klima auch gewiß vertrage. Seine große, seine wirkliche, seine leidenschaftliche Zuneigung aber gehörte doch allein seinen Windspielen.

Das Volk, das immer greifbare Gründe braucht, wollte wissen, diese Passion sei damals so stark geworden, als ihm die berühmte Biche im Siebenjährigen Krieg durch ihre Klugheit das Leben bewahrte. Die habe einmal mit dem König im Versteck unter einem Brückenbogen gesessen, und mit Gepolter und Hussa seien oben die verfolgenden Panduren über die Brücke dahingejagt; aber die Biche habe ihren Herrn nur verständig angesehen, habe sich unbeweglich gehalten und nicht gebellt. Nun, das war vielleicht Heldensage und gut für das Volk. Aber da auch die obere Klasse, da auch die internationale Gesellschaft ihrem Denken nach überwiegend zum Pöbel gehört, so gab es in den großen Hauptstädten noch eine andere Erklärung, nicht weniger konkret, aber weniger harmlos. Es war ein Jahrhundert der Erotik und der Abnormitäten, und so nahm man denn ohne weiteres an, daß der König mit seinen zierlichen kleinen Hündinnen – denn Hündinnen bevorzugte er ja – eben einfach zu Bett gehe, daß sie ihm das Weib ersetzten. Und dem äußeren Vorgang nach ließ sich das sogar schwer widerlegen, denn die Lieblingshündin schlief wirklich jede Nacht in seinem Bette. Es kümmerte ihn gar nicht, was man über seine Neigung dachte. Er verachtete die Menschen und ihre Meinungen, er verachtete jede heuchlerische Sittsamkeit in solchem Grade, daß ihn derartige Ausstreuungen höchstens erfreuten. Ihm hätte es gerade einfallen können, dem Geschwätz der Höfe zuliebe etwas von seinen Gewohnheiten aufzugeben!

Nach wie vor wurde auf dem Jägerhof eine Zucht der kleinen italienischen Windspiele gehalten. Weniger als vierzig waren dort niemals, mitunter aber waren es siebzig und achtzig, bedient von mehreren Jägern. Schlimm für diese, wenn von den Jungen, den Winzigen, mehr an der Staupe wegstarben, als es dem Könige tristes Naturgesetz zu sein schien. Oft kam er von Sanssouci herüber, um nach dem Rechten zu sehen, unvermutet, als Popanz.

Die Schönsten und Klügsten nahm er dann hinüber in die Villa auf dem Hügel, nie waren weniger als drei in seiner Gesellschaft. Ihnen war alles erlaubt, die Nachsicht des Königs hatte überhaupt keine Grenzen. Sie saßen neben ihm auf den Sofas, sie sprangen ihm auf den Schoß, während er schrieb, und er hörte lieber auf zu arbeiten, ehe er die

classtests.com

Leichten hinuntergestreift hätte. Sie durften spielen, womit sie wollten, sie durften zerbeißen, was sie wollten, und wären es Kostbarkeiten gewesen. Sie waren immer bei ihm. Wenn er nach dem Mittagsmahl draußen vor den Fenstern in der Sonne saß, waren sie in seinem Lehnstuhl oder an seinen Füßen. Und zeigte sich dann weit unten vor den Terrassen ein Fremder, so fingen sie zornig an zu bellen, und der menschenfeindliche König lobte sie sehr dafür. Erst wenn er am Abend sich schlafen legte, wurden sie fortgebracht, bis auf den einen, der sein Lager teilte. Aber frühmorgens, gleich beim Erwachen, kamen sie alle wieder.

Aufs zärtlichste sorgte er selber für sie. Wehe dem Diener, wehe aber auch dem Gast, der einen von ihnen versehentlich trat. Unweigerlich geriet der König außer sich, er hob seinen Stock, er glich seinem wütenden Vater. Keine Rücksicht, keine Etikette hielt ihn von groben Beschimpfungen zurück. Mitunter kamen in wichtiger Mission Fremde zu ihm, im ordengeschmückten Galakleid, das Exposé auswendig gelernt. Der Kammerhusar öffnete, da saß der König am Boden, im alten Rock, den Hut auf dem Kopf, und fütterte seine Hunde. Mit dem Stock schob er ihnen die Brocken zurecht.

Er konnte nicht ohne die Tiere sein. Der Liebling begleitete ihn ja auch im Kriege, er war bei ihm bis fast in die Schlachten hinein. Aber wenn der König das Winterquartier bezog, dann gingen auch die übrigen in einer Eilpost von Sanssouci ab, und dies war für die ganze Welt das Zeichen, daß der Feldzug des Jahres nun zu Ende sei.

War Frieden, so vertauschte er alljährlich für einige Wochen sein Potsdam mit Berlin. Pünktlich am zweiundzwanzigsten Dezember ritt er selbst in der Frühe dorthin ab, aber erst wenn die Mittagssonne schien, reisten die Hunde. Es war ein sonderbarer, ja ein phantastischer Zug. Voran wiegte sich das arabische Dromedar, mit einer grünen Schabracke bedeckt, auf welcher der Kasten mit den hundert Tabaksdosen befestigt war; dann folgten in einer sechsspännigen Kutsche die Windspiele, in warme Tücher eingeknöpft und zugedeckt noch außerdem. Der Bediente, der sich auf dem Rücksitz hielt, die munteren Tierchen im Fond sich gegenüber, redete unaufhörlich mit ihnen, ermahnte sie, sich nicht zu entblößen, und hob sie wieder hinauf, wenn sie vom Sitz sprangen. »Hasenfuß, seien Sie doch ruhig«, sagte er, denn er sprach wahrhaftig in der dritten Person, »bleiben Sie doch hübsch im Warmen, Pompon! Alkmene, bellen Sie nicht so wild!« In Berlin aber waren die Kleinen erst recht Trost und Erholung des Königs, denn dort, während des sogenannten Karnevals, war er ja leider genötigt, einige große Diners zu geben und auch, zu seinem unbeschreiblichen Verdruß, mehrmals die schlechte Oper und sogar einen Ball zu besuchen. Da nahm er sich freilich erstaunlich aus.

Die Wohlwollenden also hielten dies alles für Schrulle, die Übelmeinenden für eine Verkehrtheit der Triebe. Es war dies nicht und war mehr als das andere. Je älter er wurde, je mehr er die Bosheit und Niedrigkeit und geschwollene Torheit der Menschen durchschaute, desto zärtlicher kehrte sich sein Herz dem klaren, einfachen Wesen dieser redelosen Geschöpfe zu.

Ihnen konnte man glauben. Auf sie durfte man zählen. Einen Tag waren sie wie den andern, immer zutraulich, immer gut Freund. Ihr Gesicht, ihr Windspielgesicht, zeigte mitunter einen vornehm-komischen Mißmut, aber doch waren sie vergnügt. Sie zitterten öfters sogar in der Sonne, so fein hatte Natur sie gebildet, aber doch waren sie munter und wohl. Immer lebten sie ganz in der Gegenwart und machten dem beschwerten, dem umgetriebenen Herzen den Wert jeder guten Minuten fühlbar. Ganz sie selber und frisch und gleichsam ewig jung, sprangen sie an jedem Morgen vom Lager, und jeder Tag war der einzige für sie und ein schöner. Ein Labsal waren sie in seinem mit Verantwortung überfrachteten, mit Zwecken bis zum Rande gefüllten Dasein. Er, der mehr arbeitete als irgendein Mensch, der von seinen Dienern, seinen Helfern Arbeit, Arbeit verlangte bis zum Erliegen, er flüchtete in die Nähe dieser von jeder Pflicht, jedem Zwang freien, nur schönen, nur glücklichen Wesen, wie in ein Elysium. Nie ermüdeten sie ihn, nie störten sie ihn, gerne gab er ihnen von seiner Gegenwart und Aufmerksamkeit, soviel sie verlangten. Das Widrigste auf Erden war ihm Heuchelei, an keinem Kruzifix konnte er vorüberreiten, ohne zu lästern, weil er den Menschen zeigen wollte, er glaube nicht, daß sie glaubten. Alle hielt er für Lügner und Gleißner. Nur seine Hunde heuchelten nicht. Ihr naiver Egoismus rührte und erfreute ihn: er war die Natur selbst.

Daß er vor allen Rassen das Windspiel bevorzugte, lag zuerst wohl in der Zeit. Das Windspiel war ein echter und rechter Rokokohund, ein Hund der Mode. Daß er es lebenslang beibehielt, daß er niemals an andere Rassen auch nur dachte, hatte bessere Gründe.

Er liebte seine Grazie und Feinheit, die anmutig klare Linie der Glieder. Diese Hunde und sein Geschmack waren so undeutsch wie möglich. Sie waren alles, was sein Preußen, was seine Mark nicht hatte, dieses derbe und wolkige Land, in das er gebannt blieb. Italienische Windspiele nannte man die Rasse; aber sie bedeuteten ihm nicht nur die Heiterkeit und den durchsichtigen Himmel von Florenz, sie waren, als Gleichnis und Gruß, sein kunstschönes, freies Athen, sein elegantes, graziles Paris. Dies Sanssouci hier war ein Kloster, und er war der alte, groteske Abt. Was von feiner Sinnlichkeit, was von leichtem Leben hier zu spüren war, es kam von den zierlichen Tierchen. Mit nie sich mindernder Freude und Rührung sah er sie springen oder den schmalen Kopf heben oder die adelig schmalen Pfötchen flach auf dem Boden ausstrecken, dicht beieinander, und empfand sich selber dabei sehr stark als eine tolle Kontrastfigur, sich mit seinen Gichtknoten, seinen sieben Zähnen und seinem tabakschmutzigen Rock.

classtests.com

Immer hatte der König eines von ihnen am meisten geliebt, immer gab es eine kleine Favoritin an diesem Hof. Aber nie war ihm eine so teuer gewesen als nun Alkmene. Es lag nicht bloß daran, daß er nun sehr alt war und noch weniger als früher irgendeinen Menschen besaß, dem er sein Herz zuwenden konnte. Es lag auch daran, daß Alkmene so schön und so klug war.

Auf seinen eigenen Armen hatte er sie vom Jägerhof herübergetragen, als sie noch ganz klein war. Damals wog sie kein Pfund, und es schien ihm ein herrlicher Spaß, dies unirdisch zarte Spielding auf den Namen der Herkulesmutter zu taufen. Aber auch erwachsen wog sie nicht mehr als vier, sie war das feinste und höchste Produkt der vieljährigen Zucht, sie war das zierlichste, das bezauberndste Windspiel, das es wahrscheinlich auf der ganzen Erde gab. Sie konnte der König auch dann noch auf seinen Armen umhertragen, als seine Gicht immer schlimmer wurde.

Alkmene verließ ihn keine Stunde. Immer saß sie auf einem niedrigen Stuhl neben dem seinen, auf einem Daunenkissen, das kaum eine Mulde zeigte von ihrem kleinen Leib. Sie aß mit ihm; bei Tafel legte er rücksichtslos ihre Fleischstückchen auf das damastene Tischtuch, damit sie sich abkühlten. Sie ging mit ihm in der Bildergalerie auf und ab und betrachtete wie er die neuen Gemälde. War der König traurig, so bemerkte sie es gleich und machte ihm von selbst alle Kunststücke vor, die sie wußte, sie wartete auf oder stellte sich tot, mehr war es nicht, denn der König wollte nicht, daß seine Hunde etwas lernten. Sprach er zu ihr, so legte sie mit unbeschreiblich klugem Ausdruck ihren holden, schmalen Kopf auf die Seite und lauschte. Aber schalt er einmal, ganz behutsam, so ertrug sie es nicht, sondern sie legte ihm eine Pfote auf den Mund, als eine Bitte, er möge doch aufhören.

Wenn dergleichen geschah, dann kannte sich der König nicht mehr vor Entzücken. Er sprang auf, er nahm Alkmene in seine Arme, er preßte sie stürmisch an seinen blauen Uniformkittel, er küßte sie mit seinem entzahnten Mund, lange und immer wieder, er gab ihr die süßesten Namen. Manchmal liefen ihm Tränen herunter vor Glück seines alten, einsamen Herzens. Und wenn sie abends miteinander zu Bette gingen, dann lag Alkmene dichter bei ihm als je eine Vorgängerin, zwischen seine Brust und seinen rechten Arm geschmiegt, lag sie still, wie ein Kind bei der Mutter, und atmete ihren leichten Hauch, ihre sanfte Wärme gegen seine Schulter.

Und jetzt war Alkmene tot.

## 10

Stock und Kassette hatte er fortgelegt, stand nun mit hängenden Armen da und sah auf den ruhenden Liebling nieder. Der schrecklichste Stoß des Schmerzes war ausgeblieben, wie immer, wenn ein Herz ihn erwartet; auch war Alkmene ja so schön noch, so unentstellt, so wie atmend, ihr Fellchen glänzte hellgolden, wie das Gold des Champagners.

Er blickte zur Seite, da stand neben dem Tischchen Alkmenes Stuhl, bedeckt mit ihrem runden Kissen. Hier hatte sie gesessen und zugesehen, wie er das Reich regierte. Sie verhielt sich immer ganz artig und leise dabei, nur ihre Füße waren oft in einer kleinen, nervösen Bewegung. Mit der hatte sie das Kissen zerkratzt und ein wenig zerrissen, und an einer Stelle sahen die Federn hervor. Das war schlimm, dies Zeugnis vergangenen lieblichen Lebens neben der kleinen Toten. Aber auf dem Stuhl lag noch etwas anderes, das war Alkmenes Halsband, Es bestand aus einem grünen Lederstreifen und war mit einem silbernen Plättchen beschlagen. Er nahm es und las, was darauf geschrieben stand: »On m'appelle Alcmène et je suis au Roi«, er griff mit seinen beiden Händen hinein in die Innenseite und glaubte noch die Wärme des schmalen Hälschens zu spüren. Er ließ es fallen, und er weinte.

Über den Glassturz gebeugt stand er da, und es war, als ob alle Tränen, die sein alter Leib noch hervorbringen konnte, auf einmal emporquollen. Er schluchzte, er schrie vor sich hin, er fuhr sich mit dem rauhen Uniformärmel über die Augen, er wischte auch mit dem Rücken seiner Hand darüber, und da sein Gesicht seit Tagen nicht ordentlich gewaschen war, so entstellte er es nun völlig. Seine Tränen strömten, strömten, sie taten seinen Augen weh, so gewaltsam drängten sie hervor, sie troffen hinab auf den Glassturz, und hier zerteilten sie sich über der unberührbaren Toten, und flössen nach rechts und nach links an den kristallenen Wänden hernieder.

Mit einem Male formte sich ein Gedanke, ein Satz in seinem Haupte und hemmte den Schmerz. Er dachte und bewegte dabei seine Lippen: dies sind die letzten Tränen, die ich weine.

Sein Weinen versiegte. Er tat einen Gang um das kleine, runde Gemach, vorbei an den Glasschränken mit den rotgebundenen Werken der Weisen; unter den leeren Blicken von Sokrates, Apoll und Homer, die von ihren Konsolen auf ihn niedersahen, machte er dreimal den Kreis um die Arbeitszelle eines halben Jahrhunderts.

Er blieb an einem der hohen Fenster stehen, die fast bis auf den Boden reichten. Es war das östliche Fenster. Drüben am Rand der Terrasse lag auf ihrem schönen Sockel die Gestalt der Flora, vom Mondlicht erhellt. Dort würde er selber bald liegen, unter diesem Sockel war seine Gruft. Daneben, ganz dicht dabei, waren seine Hunde begraben, Alkmenes Vorgänger in seiner Liebe. Da lagen sie, längst zu geisterfeinen Gerippchen geworden, in einer Reihe, von kleinen Steinplatten überdeckt, auf denen die Namen standen. Aber am Ende der Reihe, sehr schwarz in der

classtests.com

Mondbeleuchtung, war eine kleine viereckige Erdgrube sichtbar, das war das Grab, aus dem sie Alkmene wieder genommen hatten. »Ma petite Alcmène«, sagte er flüsternd in der Sprache seines Herzens, »bientôt je me coucherai tout près de toi.«

Er trat zurück an das Tischchen, er legte beide Hände flach an die Seiten des Glassturzes und hob ihn in die Höhe, nicht ohne Anstrengung. Er wollte Alkmene noch einmal anfühlen, wollte noch einmal spüren, wie leicht sie war, wollte sie streicheln und wollte sie küssen. Aber er fuhr zurück. Ihre Unangerührtheit war Schein, unter dem seidenen Fell war schon Fäulnis und rasche Arbeit des Todes.

Er stellte den Glassturz eilig wieder hin. Der Atem der Verwesung hatte ihn getroffen, ein Anhauch der tausend Wunden, des tausendfältigen Siechtums, das er hinter sich gelassen hatte auf seinem leidvollen Wege. O Friede und Ende, o Schuldlosigkeit, o Erlöschen!

Nun lag Alkmene wieder schimmernd da unter dem Kristall, wie schlafend. Aber der König war in der Hast nicht ganz sorglich gewesen, ihr Körper war nicht völlig umschrieben von der eirunden Kante, und eines von den Beinchen sah hervor. Ganz zart und dünn, ein Geisterpfötchen, ragte es dem König entgegen, und es war, als strecke ihm sein Liebling eine zierliche Hand hin, um ihn nachzuziehen in das Nichts, in den Trost der Vernichtung.
*(31420 Wörter)*

*Quelle: https://www.projekt-gutenberg.org/frankb/tagkoeni/tagkoeni.html*

classtests.com